Tausend und Eine Nacht.

Arabische Erzählungen.

Zum erstenmal
aus einer
Tunesischen Handschrift
ergänzt
und
vollständig übersetzt
von

Max. Habicht, F. H. von der Hagen
und Karl Schall.

Bibliothek der Philos.-theol. Hochschule Passau

Zweites Bändchen.

Wien, 1826.
Gedruckt und verlegt bei Chr. Fr. Schade.

Funfzehnte Nacht.

Als in der folgenden Nacht Dinarsade ihre Schwester Scheherasade aufgeweckt hatte, fuhr diese, mit Erlaubniß des Sultans, folgendermaßen fort:

»Herr, der Kadi erzählte den drei Prinzen, bevor er sein Urtheil aussprach, folgende Geschichte:

»Es war einmal ein junger Mann, der ein junges Mädchen leidenschaftlich liebte, und von ihr wieder geliebt wurde. Sie wünschten beide, daß eine glückliche Heirath sie vereinen möchte: aber die Aeltern des Mädchens hatten andere Absichten mit ihr; sie versprachen sie mit einem andern Manne, und waren eben bereit, sie ihm zu überliefern, als sie ihrem Geliebten begegnete.

Ihr wißt nicht, was vorgeht,« sagte sie weinend zu ihm; »meine Aeltern geben mich einem Manne, den ich niemals gesehen habe; ich muß auf die süße Hoffnung verzichten, die eurige zu werden: welche harte Nothwendigkeit!« — »Ach! meine Königinn,« rief der verzweifelte Liebhaber aus, »meine Sultaninn, was sagt ihr mir da? Ist es möglich, daß man euch meinen Wünschen entreißt? O Himmel! was soll aus mir werden?« Indem er diese Worte aussprach, kamen ihm die Thränen in die Augen.

Sie begannen beide, sich über ihr Unglück zu beklagen, und erweichten einander. Aber während der Liebhaber nur mit seinem Kummer beschäftigt war, dachte die gute Geliebte zugleich daran, seinen Kummer zu lindern. »Mäßiget diesen lebhaften Schmerz,« sagte sie zu ihm, »ich verspreche euch, in meiner ersten Hochzeitnacht, bevor ich mich mit meinem Manne zu Bette lege, zu euch in eure Wohnung zu kommen.« Dieses Versprechen tröstete ein wenig den Liebhaber, welcher diese Nacht mit großer Ungeduld erwartete.

Unterdessen machten die Aeltern der Braut alle Anstalten zu der Hochzeit; und kurz, sie vermählten sie mit dem ihr bestimmten Manne.

Es war Nacht, und schon hatten sich die Neuvermählten in die Brautkammer zurückgezogen, und schickten sich an, sich zu Bette zu legen, als der Mann gewahrte, daß seine junge Frau bitterlich weinte. »Was habt ihr liebe Frau?« fragte er sie, »und was ist die Ursache eurer Thränen? Wenn ihr Widerwillen hattet, euch mir hinzugeben, warum habt ihr mir es nicht eher kund gethan? Ich würde euch nie zur Heirath gezwungen haben.«

Die Frau antwortete, daß sie keinen Widerwillen gegen ihn hätte. »Wenn das ist, liebe Frau,« fuhr er fort, »warum denn betrübt ihr euch so? saget es mir, ich beschwöre euch darum.« Kurz, er drang so stark in sie, daß sie ihm gestand, sie hätte einen Geliebten; jedoch wäre weniger die Liebe zu ihm der Gegenstand ihres Kummers und ihrer Thränen, als die Unmöglich-

keit, worin sie sich befände, ihr ihm gegebenes Wort zu halten.

Der Mann war ein gutmüthiger Mensch, und dabei von heiterer Laune; er bewunderte die Einfalt seiner Frau, und sagte zu ihr: »Liebe Frau, ich weiß euch eurer Freimüthigkeit wegen so großen Dank, daß ich, anstatt euch Vorwürfe zu machen, dieses unzeitige Versprechen gethan zu haben, euch vielmehr erlauben will, es zu erfüllen.« — »Wie Herr,« unterbrach sie ihn, sehr überrascht, »ihr könntet einwilligen, daß ich meinen Geliebten zu besuchen ginge?« »Ja, ich willige drein,« erwiederte der Mann, »unter der Bedingung, daß ihr vor Tage wieder hier seyd, und daß ihr mir gelobet, niemand wieder dergleichen Versprechen zu thun. Da ihr eurer Zusage so getreu seyd, so glaube ich darauf rechnen zu können. Sie schwur ihm, wenn er so gefällig gegen sie wäre, ihr diesen Ausgang zu verstatten, sie ihm immerdar getreu seyn würde, und es das letztemal seyn sollte, daß sie mit ihrem Liebhaber spräche.

Im Vertrauen auf diesen Schwur, ging der Mann selber hin und öffnete ihr leise die Thüre nach der Straße, damit niemand vom Hausgesinde das Abenteuer erführe; und die Frau trat hinaus, noch in ihren Hochzeitkleidern, bedeckt mit einer großen Menge von Perlen und Diamanten.

Kaum hatte sie zwanzig Schritte gethan, als sie einem Räuber begegnete, der, als er im Mondschein die Edelsteine erblickte, womit sie geschmückt war, ganz entzückt vor Freuden ausrief: »Hä, welch ein Glück! O Schicksal, wel-

chen Dank bin ich dir schuldig, daß du mir die Gelegenheit darbietest, auf einmal reich zu werden!«

Mit diesen Worten nähert er sich der Frau, hält sie an, und schickt sich an, sie zu berauben. Aber indem er ihr ins Angesicht blickte, erschien sie ihm auf einmal so schön, daß er ganz verdutzt davon ward. »Was sehe ich?« sagte er, »es ist keine Täuschung, die mich blendet; o Himmel! kann man auf einmal so viel Schönheit sehen? Welche Schätze! welche Reize! Ich weiß nicht, womit ich anfangen soll. — Aber, schöne Frau,« fügte er hinzu, »darf ich meinen bezauberten Augen trauen? durch welchen Eigensinn des Schicksals wandelt eine so reizende und so reich gekleidete Frau um diese Stunde allein auf der Straße?«

Die Frau erzählte ihm unbefangen den Zusammenhang. Der Räuber hörte ihr mit Verwunderung zu. »Wie, schöne Frau,« sagte er zu ihr: »euer Mann hat für euch diese Gefälligkeit, und um eure Thränen zu trocknen, hat er einem andern die köstlichste seiner Nächte abtreten wollen?« — »Ja, Herr,« antwortete sie. »In Wahrheit, schöne Frau,« erwiederte der Räuber, »dieser Zug ist einzig. Ich bin davon bezaubert; und da ich auch liebe, ungewöhnliche Dinge zu thun, so will ich weder eure Juwelen, noch eure Ehre antasten; ich lasse euch euren Weg fortsetzen; ich will ein eben so außerordentlicher Räuber seyn, als euer Mann ein außerordentlicher Ehemann ist: gehet und besuchet euren glücklichen Geliebten. Aber ich will euch dahin führen und euer Geleit seyn: denn ihr könntet auf einen minder bedenklichen Räuber stoßen, als ich bin.«

Mit diesen Worten faßte er sie bei der Hand, und begleitete sie bis zu dem Hause des Geliebten; darauf sagte er ihr Lebewohl, und entfernte sich.

Sie klopft an die Thüre, man öffnet. Sie steigt hinauf in das Zimmer ihres Geliebten; er ist sehr erstaunt, sie zu sehen. »O mein Geliebter,« sagte sie zu ihm, »ich komme mein euch gegebenes Wort zu halten: heute bin ich verheirathet worden.«—»Und wie,« ruft der junge Mann aus, »wie habt ihr euch der glühenden Ungeduld eines Bräutigams entziehen können? Ihr müßtet, wie mich däucht, in diesem Augenblick in seinen Armen seyn.« Die Frau machte ihm hierauf ebenfalls einen offenherzigen Bericht von dem, was zwischen ihr und ihrem Manne vorgegangen war.

Der Geliebte war darüber nicht minder verwundert, als es der Räuber gewesen war. »Ist es möglich, Herrinn,« sagte er zu ihr, »daß euer Ehemann euch erlaubt hat, ein Versprechen zu erfüllen, welches ihn entehrt, und das ihm ein Kleinod raubt, von welchem seine Einbildungskraft sich die reizendste Vorstellung machen mußte?« — »Ja, mein theurer Geliebter,« fuhr die Frau fort, »er willigt ein, daß ich euer Verlangen erfülle, um mein Wort zu lösen; aber ihr seyd nicht allein meinem Manne dieses Gut schuldig, das er euch überläßt, ihr verdankt es auch der Großmuth eines Räubers, dem ich auf dem Wege hieher begegnet bin.« Zugleich erzählte sie ihm den Zwiesprach, welchen sie mit dem Räuber gehabt hatte. Die Verwunderung des Ge-

liebten verdoppelte sich: »Darf ich glauben,« sagte er, »was ich höre? Ein Bräutigam hat die Güte, einen solchen Schritt gut zu heißen; ein Räuber ist großmüthig genug, nicht die schönste Gelegenheit benutzen zu wollen, welche der Zufall ihm jemals darbieten kann. Dies Abenteuer ist ohne Zweifel neu, und verdient aufgeschrieben zu werden: alle kommende Jahrhunderte werden es bewundern; aber, um die Bewunderung der Nachwelt noch zu vermehren, will ich hinter dem Räuber und dem Bräutigam nicht zurückbleiben; ich folge ihrem Beispiele. Also, schöne Frau, ich gebe euch euer Wort zurück, und erlaubet, wenn es euch gefällt, daß ich euch nach eurem Hause begleite.«

Indem er dieses sagte, gab er ihr die Hand, und führte sie bis an die Thüre ihres Mannes, wo sie von einander schieden. Die Frau trat hinein, und der Geliebte kehrte heim.

»Saget mir nun, meine Prinzen,« fuhr der Kadi von Kahiro fort, »wen von diesen dreien haltet ihr für den großmüthigsten, den Mann, den Räuber, oder den Geliebten.« -

Der älteste Prinz sagte, derjenige, den er am meisten bewunderte, das wäre der Mann. Der zweite Prinz behauptete, der Liebhaber wäre der bewundernswürdigste. »Und ihr, gnädiger Herr,« fragte der Kadi den jüngsten Prinzen, der noch schwieg, »welcher Meinung seyd ihr?« — »Mir scheint,« antwortete dieser junge Prinz, »daß der Räuber der großmüthigste ist: ich begreife nicht, wie er den Reizen der Braut widerstehen, und vor allen, wie er sich enthalten

konnte, sie zu berauben. Die Diamanten, mit welchen sie geschmückt war, mußten seine Habgier mächtig reizen, und es ist zu bewundern, wie er es vermochte, einen so großen Sieg über sich davon zu tragen.« —

»Prinz,« erwiederte ihm der Kadi, indem er ihn scharf anblickte, »ihr bewundert zu sehr die Gewalt, welche der Räuber über sich hatte, als daß ich euch nicht im Verdacht haben sollte, die Edelsteine eures seligen Vaters genommen zu haben: ihr habt euch selber verrathen. Bekennet es, gnädiger Herr, und laßt euch nicht von einer falschen Schaam zurückhalten; seyd ihr schwach genug gewesen, einem Antriebe der Habgier nachzugeben, so könnt ihr jetzt eure Schwäche sühnen, indem ihr sie bekennet.« Der Prinz erröthete bei dieser Anrede, und bekannte die Wahrheit.

Die Sultaninn von Persien erzählte diese Geschichte nicht ohne Wirkung; die boshaften Folgerungen, welche sie daraus zog, machten Sindbad schwankend; und sie bestimmte ihn vollends durch folgende Rede: »Herr, ihr seyd eurem letzten Tage viel näher, als ihr wähnet: euer Sohn, dieser boshafte Sohn, dessen Leben eure Wesyre durch ihre gefährliche Beredsamkeit euch verlängern lassen, wird euch vielleicht morgen schon den Dolch ins Herz stoßen. Wehe mir!« fügte sie hinzu, »was soll aus mir werden, wenn ihr umkommet? Aber was frage ich, was aus mir werden soll? Mein Leben kümmert mich wenig: ich fürchte nur den Tod meines Königs, meines Gatten, den ich einzig liebe.«

Indem sie dieses sagte, fing sie an zu weinen; und ihre Verstellung machte auf den Kaiser einen so lebhaften Eindruck, daß er ganz erweicht ausrief: »Trocknet eure Thränen, schöne Sultaninn; ich will meinem Sohne nicht länger verzeihen; er ist nur zu schuldig, weil er euch in Thränen versetzt. Wir wollen uns jetzo zur Ruhe legen; und seyd versichert, gleich morgen, sobald der weiße Widder den schwarzen bis in den äußersten Westen der Erde vertrieben hat [1]), werde ich unserm gemeinsamen Feinde das Haupt abschlagen lassen.«

Der Kaiser stand am folgenden Morgen wirklich mit dem Vorsatze auf, der Königinn Genugthuung zu gewähren; er setzte sich auf seinen Thron und befahl dem Scharfrichter, ihm den Prinzen vorzuführen.

Der neunte Wesyr ermangelte aber auch nicht hervor zu treten, und um Nurgehan's Leben zu bitten; der König aber legte ihm Stillschweigen auf, und sprach zornig zu ihm: »Wesyr, es ist vergeblich, daß du zu Gunsten meines Sohnes zu mir redest: sein Tod ist beschlossen.«

Darauf hob der Wesyr ein zusammengefaltetes Papier empor, überreichte es dem Kaiser, und sprach zu ihm: »Euer Majestät geruhe, sich wenigstens dieses Papier vorlesen zu lassen, und zu vernehmen, was es enthält: darnach möge sie thun, was ihr gut dünkt.«

Sindbad nahm selber das Blatt, entfaltete es, und las folgende Worte:

»O weiser und immerdar beglückter König! ich habe die Sterndeutung zum besonderen Ge-

genstande meiner Forschungen gemacht; ich habe *dem* Prinzen das Horoskop gestellt, und gefunden, daß er vierzig Tage lang in äußerster Gefahr schweben wird: hütet euch wohl, ihn tödten zu lassen, bevor diese verflossen sind.«

Alle Wesyre vereinigten ihre Bitten mit dieser Warnung: »O König,« sprachen sie, »um Gottes willen, wartet bis die vierzig Tage vorüber sind; es wird euch nicht gereuen, diese Geduld gehabt zu haben.«

»Ja, ohne Zweifel;« setzte der neunte Wesyr hinzu, »und wenn der König es mir erlauben will, so will ich ihm eine Geschichte erzählen, welche einige Aehnlichkeit mit der Geschichte Nurgehan's hat; und Seine Majestät wird eingestehen, daß die Geduld alle Unfälle besiegt.« — »Wohlan, Wesyr,« sagte der König, »so erzähle uns denn diese Geschichte.«

Darauf begann der neunte Wesyr folgendermaßen:

Sechzehnte Nacht.

Geschichte des Prinzen von Karisme und der Prinzessinn von Georgien.

Ein König von Karisme, welcher keine Kinder hatte, brachte unaufhörlich dem Himmel Gelübde und Opfer dar, um Erben zu erhalten. Der erhabene Gott nahm sein Opfer an, und schenkte ihm einen Sohn, schöner als der Tag. Er feierte dessen Geburt durch prächtige Feste; er ertheilte Einigen Statthaltereien, Andern Jahrgehalte; kurz, all seine Völker genossen seiner Freude.

Er vergaß auch nicht, alle Sterndeuter seines Reichs zu versammeln, und befahl ihnen, dem Prinzen das Horoskop zu stellen. Aber ihre Beobachtungen waren dem Könige nicht sehr angenehm; denn sie verkündigten ihm, daß sein Sohn bis zum Alter von dreißig Jahren von zahllosen Unfällen bedroht wäre, und daß Gott allein die Unfälle wüßte, welche ihm zustoßen sollten.

Diese Verkündigung verminderte sehr die Freude des Königs; er empfand einen lebhaften Schmerz darüber: gleichwohl, als wenn er gegen die Sterne ankämpfen wollte, ließ er seinen Sohn unter seinen Augen erziehen, und nahm alle erdenklichen Vorsichtsmaaßregeln, ihn vor jedem Zufall zu bewahren; und es gelang ihm mehrere Jahre hindurch.

Der Prinz war schon funfzehn Jahr alt, ohne daß noch ein böses Abenteuer sein Horoskop bestätigt hatte: dennoch, da man vergebens seiner Bestimmung widerstrebt, geschah es eines Tages, indem er am Ufer des Meeres ritt, daß ihm die Lust ankam, auf dem Wasser zu fahren. Er ließ eine Barke bereiten, und bestieg sie mit vierzig Personen seines Gefolges. Kaum waren sie in offener See, als ein Europäischer Seeräuber heran kam und sie angriff; sie thaten einigen Widerstand: aber der Korsar war der stärkere, er bemächtigte sich der Barke, und führte sie Alle nach der Insel der Samsaren, wo er sie verkaufte.

Die Samsaren waren scheußliche Menschenfresser, und hatten Menschenleib mit Hundköpfen. Sie versperrten den Prinzen von Karisme und seine Leute in einem Hause, wo sie dieselben mit Rosinen und Mandeln fütterten. Täglich führten sie einen von ihnen in die Küche ihres Königs, wo sie ihn schlachteten, und Ragouts von ihm machten, welche Seine Samsardische Majestät höchst vortrefflich fand.

Als die vierzig Mann des Gefolges gefressen waren, erwartete der Prinz von Karisme, wel-

chen man, als den leckersten Bissen, bis zuletzt aufgespart hatte, dasselbe Schicksal. In dieser grausamen Erwartung sprach er bei sich selber: »Ich weiß wohl, daß ich dem Tode nicht entgehen kann; aber warum soll ich mich feige abschlachten lassen? ist es nicht besser, mein Leben theuer zu verkaufen? Ja, ich will mich wehren, meine Verzweiflung soll wenigstens einigen dieser nach Menschenblut gierigen Ungeheuer verderblich werden.«

Er hatte diesen Entschluß gefaßt, als er die Samsaren eintreten sah. Er ließ sich ohne Widerstand in die Küche des Königs führen; aber sobald er dort war, und auf dem Tische ein großes Messer erblickte, womit man ihm die Kehle abschneiden wollte, raffte er all seine Kraft zusammen, zerriß die Bande, welche seine Hände gefesselt hielten, ergriff ungestüm das Messer, und schlug damit die Samsaren, welche ihn hergebracht hatten; er tödtete einen nach dem andern: dann warf er sie vor die Küchenthüre hinaus, und alle, die es wagten ihm zu nahen, fielen unter seinen Streichen. Der ganze Palast war alsbald in Aufruhr, und hallte wieder von Geschrei und Geheule.

Als der König die Ursache davon vernahm, war er erstaunt, daß ein einziger Mensch so vielen Leuten widerstehen konnte; er ging selber zu ihm hin, und sprach zu ihm: »O Jüngling, ich bewundere deinen Muth, und schenke dir das Leben; kämpfe nicht mehr gegen meine Unterthanen, deren Menge dich zuletzt überwältigen würde. Sage mir, wer ist dein Vater?« —

»Herr,« antwortete der Prinz, »ich bin der Sohn des Königs von Karisme.« — »Die tapferen Thaten, welche du eben begangen hast,« antwortete der König, »beweisen hinlänglich deinen edlen Ursprung; fürchte nichts mehr, mein Hof soll fortan nur ein Aufenthalt des Vergnügens für dich seyn; du sollst der glücklichste der Menschen werden, weil ich dich zu meinem Schwiegersohn erwähle: ich will, daß du auf der Stelle meine Tochter heirathest; es ist eine liebenswürdige Prinzessinn. Alle Prinzen an meinem Hofe sind sterblich verliebt in sie; aber ich halte dich für den ihrer würdigsten.« — »Herr,« erwiederte der Prinz, wenig erbaut von diesem Antrage, »Euer Majestät thut mir zu viel Ehre an: mich dünkt, ein Samsarischer Prinz würde der Prinzessinn anständiger seyn, als ich.« — »Nein, nein,« sagte der König mit Ungestüm, »ich verlange, daß du sie heirathest, ich wünsche es: widersetze dich nicht länger meinem Willen, sonst könnte es dich gereuen.«

Scheherasade bemerkte den Tag, und brach hier ihre Erzählung ab.

Siebzehnte Nacht.

In der folgenden Nacht verlangte der Sultan den Verfolg der Abenteuer des Prinzen von Karisme zu hören, und die Sultaninn fuhr folgendermaßen fort:

»Der Prinz von Karisme sah wohl ein, wenn er diese Verbindung nicht annähme, so würde der König der Samsaren, durch seine Weigerung

gereizt, nicht ermangeln, ihn tödten zu lassen, und willigte endlich in diese Heirath. Er vermählte sich also mit der Prinzessinn. Sie hatte den schönsten Hundskopf auf der ganzen Insel: gleichwohl konnte er sich nicht daran gewöhnen, und er hatte einen vollkommenen Abscheu vor ihr; je mehr Liebkosungen sie ihm machte, je abschreckender fand er sie.

Dieser Widerwille hätte für den Prinzen verdrießliche Folgen haben können; aber der Engel des Todes kam ihnen zuvor, und nahte sich dem Bette der Prinzessinn, welche wenige Tage nach ihrer Verheirathung starb.

Der Prinz freute sich in sich selber, sich von einer so abscheulichen Frau befreiet zu sehen, als er vernahm, daß es Brauch war auf dieser Insel, so wie auf der von Serendib [2]), den Witwer mit seiner verstorbenen Frau lebendig zu begraben, wie die Witwe mit dem verstorbenen Manne. Man sagte ihm, daß die Könige ebenfalls diesem schrecklichen Gesetz unterworfen wären; daß die Samsaren daran so gewöhnt wären, daß sie ohne Kummer den Tag ihres Begräbnisses herannahen sähen; daß dieser Tag sogar ihnen vielmehr ein Tag der Freude denn ein Tag der Traurigkeit schiene, indem die einer solchen Beerdigung beiwohnenden Männer und Frauen dabei tanzten und Lieder sängen, die mehr geeignet wären Freude als Trauer zu erregen.

Diese Nachricht verursachte dem Prinzen von Karisme einen unaussprechlichen Schmerz: gleichwohl mußte er der Nothwendigkeit weichen. Man setzte ihn, wie seine Frau, auf eine offene Bahre,

mit einem Brot und einem Kruge Wasser, und trug sie beide an den Ort des Begräbnisses.

Dieses war eine tiefe und weite unterirdische Höhle, welche man eigens dafür auf dem Felde ausgegraben hatte. Zuvörderst ließ man die Prinzessinn mit einem Seile hinab. Hierauf theilten alle Personen des Leichengefolges sich in zwei Reihen, zu tanzen und zu singen. Die Jünglinge mit ihren Geliebten stellten sich auf die eine Seite, und auf die andere die Neuvermählten. Die ersten faßten sich bei der Hand, tanzten im Reigen, während in ihrer Mitte einer der Jünglinge Persische Verse sang.

Nach diesen Tänzen und Gesängen, welche dem Prinzen von Karisme kein sonderliches Vergnügen machten, ließ man ihn ebenso wie seine Frau, in die Höhle hinab, deren Oeffnung man sogleich mit einem schweren Steine verschloß.

Als er sich in diesem entsetzlichen Abgrunde sah, rief er aus: »O mein Gott! in welchen Zustand lässest du mich versinken. Ist dies das Loos, das du für einen Prinzen aufbehalten hast, der immerdar getreulich die Vorschriften des Korans befolgt hat? Hast du mich nur den Bitten meines Vaters gewährt, um mich dem grausamsten Tode zu weihen?« Indem er also sprach, fing er bitterlich an zu weinen.

Obwohl ohne Hoffnung, aus diesem verhängnißvollen Orte zu entkommen, unterließ er jedoch nicht, sobald er sich auf dem Boden fühlte, aus dem Sarge aufzustehen, und tappend längs einer Mauer hin zu gehen, die ihm aufstieß.

Er hatte noch nicht hundert Schritte gemacht,

als seine Augen plötzlich durch den Glanz eines Lichtes getroffen wurden, welches er vor sich erblickte; er beschleunigte sogleich seine Schritte, und kam bald dem Lichte so nahe, daß er bemerkte, daß es eine Frau war, die eine Wachskerze in der Hand hielt.

Er näherte sich ihr noch mehr; aber die Frau, sobald sie den Schall seiner Tritte hörte, blies das Licht aus. »O Himmel!« sagte darauf der Prinz, »sollte ich mich getäuscht haben? Habe ich nicht wirklich ein Licht gesehen? sollte es nur ein Gespenst meines verwirrten Geistes gewesen seyn? Ohne Zweifel, es ist eine Täuschung. Ach, unglückseliger Prinz! Gib für immer die Hoffnung auf, die Sonne wiederzusehen. Da bist du nun in die ewige Nacht hinabgestiegen, noch vor dem von der Natur gesetzten Ziele. O König von Karisme! Unglücklicher Urheber meines Daseyns, gib die Hoffnung meiner Heimkehr auf. Ach! dein Sohn wird nicht die Stütze und der Trost deines Alters seyn: er muß hier auf die qualvollste Weise umkommen!«

Als er diese letzten Worte aussprach, hörte er eine Stimme, welche zu ihm sagte: »Tröstet euch Prinz; da ihr der Sohn des Königs von Karisme seyd, so sollt ihr hier nicht eure Tage beschließen: ich will euch retten, unter der Bedingung, daß ihr mir zuvor versprechet, mich zu heirathen.« — »Herrinn,« antwortete der Prinz, »es ist ohne Zweifel eine harte Bestimmung, mit funfzehn Jahren lebendig begraben zu seyn: aber ich will lieber alle Härte desselben erdulden, als euch dieses Versprechen thun, wenn ihr meiner

verstorbenen Frau ähnlich seyd. Habt ihr, wie sie, einen Hundskopf, so ist es mir unmöglich, euch zu lieben.« — »Ich bin keine Samsarinn,« erwiederte die Frau; »übrigens bin ich nur vierzehn Jahr alt, und ich glaube nicht, daß mein Gesicht euch Furcht machen wird.«

Indem sie dieses sagte, zündete sie die Wachskerze wieder an, und ließ den Augen des Prinzen ein Gesicht entgegen leuchten, dessen Schönheit ihn erstaunte.

»Welche Reize!« rief er mit Entzücken aus, »nichts ist mit dem zu vergleichen, was ich erblicke. Aber ums Himmels willen, schönes Fräulein, saget mir, wer ihr seyd; ihr müßt eine Fee seyn, weil ihr mir gesagt habt, daß ihr mich aus diesem Abgrunde ziehen könnet.« —

»Nein, Herr,« sagte das Fräulein, »ich bin keine Fee, ich bin die Tochter des Königs von Georgien, und man nennt mich Dilaram [3]). Ich will euch meine Geschichte ein andermal erzählen; gegenwärtig begnüge ich mich, euch zu sagen, daß ich durch einen Sturm an diese unselige Insel verschlagen, und genöthigt wurde, um dem Tode zu entgehen, einen Samsarischen Herrn zu heirathen: er starb gestern, nach einer langen Krankheit; man begrub auch mich, nach dem Landesbrauche, mit einem Brot, und einem Kruge Wasser; aber vor meiner Beerdigung verbarg ich unter meinem Rock einen Tschakmak [4]), sammt Zunder und Wachskerze. Sobald ich in diese Gruft hinabgekommen war, und bemerkte, daß man die Oeffnung derselben verschlossen hatte, stieg ich aus meinem Sarge, und

zündete die Kerze an: ich empfand nicht ganz das Grauen, welches mich an diesem schreckensvollen Orte hätte ergreifen müssen; der Himmel, welcher meine Erhaltung wollte, flößte mir ein Vertrauen ein, dem sich mein Herz, ohne zu wissen warum, hingab. Ich verfolgte einen ziemlich schmalen Weg, der sich vor mir zeigte, sowohl um mich von den tausend entsetzlichen Gegenständen, die mein Auge beleidigten, zu entfernen, als um zu sehen, ob ich nicht irgend einen Ausgang finden könnte. Kaum hatte ich hundert Schritte gemacht, als ich etwas Weißes erblickte: es war ein großer Marmorstein, der sich meinen Augen darstellte. Ich näherte mich ihm, und gerieth in das äußerste Erstaunen, als ich eine Inschrift bemerkte, in welcher auch mein Name vorkam. Kommet, Prinz,« fuhr Dilaram fort, »kommet und leset diese Inschrift; sie wird euch nicht weniger Ueberraschung verursachen, als mir.«

Indem sie dieses sprach, gab sie die Kerze dem Prinzen, welcher sich dem Steine näherte, und auf demselben folgende Worte las:

»Wenn der Prinz von Karisme und die Prinzessinn von Georgien hier zusammenkommen, mögen sie diesen Stein aufheben und die Treppe darunter hinabsteigen.«

»Aber wie,« sagte der Prinz, »können wir diesen schweren Stein emporheben? es würden mehr denn hundert Mann erfordert, um das zu bewerkstelligen.« — »Herr,« sagte die Prinzessinn, »wir wollen doch immer unsere Kräfte versuchen;

irgend ein Weiser ist bei unsern Angelegenheiten im Spiele, und ich habe eine Vorahnung, daß wir uns von hier aus befreien werden.«

Der Prinz gab die Kerze wieder an Dilaram, und schickte sich an, den Stein zu lüften; aber er hatte nicht nöthig, all seine Kraft anzustrengen, denn sobald er ihn nur berührte, hob er sich von selber weg, und darunter erschien eine Treppe.

Beide stiegen sogleich hinab in eine andere Gruft, von wo sie in einen langen Gang traten, der sie bis in eine am Fuß eines Berges ausgehauene Höhle führte: durch diese traten sie wieder ans Licht, und befanden sich am Ufer eines Flusses.

Als gute Moslemim [5]), wie sie waren, warfen sie sich nieder und beteten; und nachdem sie Gott den schuldigen Dank gesagt, erblickten sie am Ufer des Flusses eine kleine Barke, welche sie zuvor nicht bemerkt hatten. Sie zweifelten nicht, daß es ein neues Wunder wäre, welches die göttliche Güte für sie gewirkt hätte. Das verdoppelte ihre Freude über das Wiedersehen des Tages; und obschon die Barke ohne Ruder und Matrosen war, so traten sie dennoch mit Vertrauen hinein. »Diese Barke,« sagte der Prinz, »wird ohne Zweifel von unserm Schutzengel gesteuert, welcher dafür sorgen wird, uns an irgend einen bewohnten Ort zu führen. Folgen wir dem Laufe des Stromes, und fürchten wir nichts.«

Sie überließen sich der Strömung, deren Schnelligkeit im Fortgange immer zunahm; denn

der Fluß verengte sich allmählich immer mehr, um zwischen zwei Bergen durchzudringen, deren Gipfel sich vereinigten, und ein unermeßliches Gewölbe bildeten, worin es so dunkel war, daß man weder Himmel noch Erde sah. Die Barke wurde in dieses Gewölbe so gewaltig hinein gezogen, daß der Prinz und die Prinzessinn sich schon verloren glaubten. Sie fingen an zu fürchten, daß der Himmel nicht so viel Sorge für ihr Leben trüge, als sie sich eingebildet hatten. In der That, bald wurden sie hoch bis an das Gewölbe empor gehoben, und bald schienen sie in den Abgrund hinab zu fahren. Sie sparten bei dieser Gelegenheit keine Gebete, und sie wurden erhört. Die Barke trat endlich aus dem Gewölbe hervor, und der Strom schob sie ans Ufer.

Sie stiegen sogleich ans Land; und wieder Muth fassend, schauten sie nach allen Seiten in den Gefilden umher, ob sie nicht irgend ein Haus entdeckten, wo sie um Erfrischungen bitten könnten. Sie erblickten auf dem Abhange eines Berges einen hohen Dom, welcher dem ähnlich war, den man Kubbay Chiramant [6]) nennt. Sie richteten ihre Schritte nach demselben, und als sie sich ihm genähert hatten, sahen sie, daß er sich in der Mitte eines prächtigen Palastes befand, auf dessen Thüre mehrere hieroglyphisch-kabalistische Figuren standen, mit dieser Arabischen Inschrift:

»O du, der du in diesen reichen Palast einzutreten wünschest, vernimm, daß du nicht hineinkommst, wenn du

nicht vor der Thür ein achtfüßiges Thier opferst.«

»Da bin ich in meiner Erwartung betrogen,« sagte die Prinzessinn Dilaram: »ich glaubte schon, daß ich das Vergnügen haben würde, das Innere dieses Palastes zu schauen.« — »Prinzessinn,« sagte der Prinz, »ich war von derselben Neugier getrieben; aber es ist unmöglich, sie zu befriedigen; wir würden vergebliche Anstrengungen machen, um die Thür zu öffnen. Diese Figuren, welche wir darauf sehen, bilden einen Talisman, der es verhindert.« — »Wohlan denn,« sagte die Prinzessinn von Georgien; »setzen wir uns auf diesen Rasen nieder, um uns einen Augenblick auszuruhen, und zu überlegen, was wir nun thun sollen.« — »Meine Prinzessinn,« erwiederte der Prinz von Karisme, »erzählet mir lieber eure Geschichte; ich bin höchst ungeduldig, sie zu vernehmen.«

»Ich will sie euch mit wenigen Worten erzählen, Herr,« antwortete Dilaram. »Der König von Georgien, mein Vater, ließ mich in seinem Palaste mit aller Sorgfalt erziehen, deren nur ein Vater fähig ist, der seine Kinder zärtlich liebt. Ein junger Prinz unsers Hauses, welcher die Freiheit hatte, mich manchmal zu sehen, hegte für mich Empfindungen, die seiner Ruhe gefährlich waren. Er liebte mich, und ich fing an, seine Liebe zu erwiedern, als der Groß-Wesyr eines benachbarten Königs an dem Hofe von Georgien ankam, und für seinen Herrn um meine Hand warb. Mein Vater, dem diese Verbindung vortheilhaft schien, willigte ohne Beden-

ken ein, und ich mußte mich zur Abreise mit dem Wesyr anschicken. Der junge Prinz, der mich liebte, war so betrübt über meine Abreise, daß er vor Schmerz starb, indem er mir Lebewohl sagte. Ich beweinte seinen Tod auf eine Weise, die alle Welt überzeugen mußte, daß ich ihn bei seinem Leben nicht gehaßt hatte; gleichwohl, da man wußte, daß ich meinen Vater zärtlich liebte, täuschte man sich über die Quelle meiner Thränen, und wähnte mich zärtlicher, als ich war. Indessen reiste ich mit dem Wesyr ab. Wir schifften uns in ein kleines Fahrzeug ein, um über einen Arm des Meeres zu setzen, das wir durchschiffen mußten; da erhob sich plötzlich ein so wüthender Sturm, daß unsere Matrosen nicht mehr wußten, was sie thun sollten, und das Schiff den Winden und Wellen preisgaben, welche uns an die Insel der Samsaren warfen.

Diese Ungeheuer liefen, auf das Gerücht von unserer Ankunft, sogleich an den Strand, und bemächtigten sich der ganzen Schiffsmannschaft. Das Folgende kann ich nicht ohne Grauen erzählen: sie fraßen den Wesyr sammt allen Personen unsers Gefolges. Was mich betrifft, so gefiel ich einem alten Samsarischen Herrn, welcher mir sagte, wenn ich ihn heirathen wollte, so würde ich dasselbe Schicksal vermeiden, dem ich sonst nicht entgehen könnte. Ich bekenne euch aufrichtig, ich hatte eine solche Furcht, gefressen zu werden, daß ich mich lieber entschloß, seine Frau zu werden, obgleich sein Hundskopf mich jedesmal grauen machte, wenn ich ihn ansah. Zwei Tage nach unserer Hochzeit ward er krank.

Lange hat seine Krankheit gedauert, bis endlich gestern ihn der Tod ....«

Der Prinz von Karisme unterbrach bei dieser Stelle ungestüm die Prinzessinn, weil er eine Tarantel auf sie zulaufen sah. »Nehmt euch in Acht, Herrinn,« rief er aus, »ich sehe eine Tarantel auf euerm Kleide.« Auf diese Warnung stieß Dilaram, welche wußte, wie gefährlich die Taranteln sind, einen durchdringenden Schrei aus. Sie sprang schlennig auf, und schüttelte ihr Kleid: die Tarantel fiel herab, und der Prinz trat mit dem Fuße darauf, und zerquetschte sie.

Kaum hatte er sie getödtet, als sie ein starkes Geräusch vom Palaste her hörten, dessen Pforte sich plötzlich von selber öffnete. Betroffen über diese Erscheinung sahen sie einander mit äußerster Verwunderung an. Sie schlossen aber daraus, daß die Tarantel acht Füße haben müßte, und daß sie das Thier wäre, dessen Opferung die Inschrift verlangte.

Erfreut über dieses Abenteuer, standen sie auf und gingen nach dem Schlosse. Sie traten zuvörderst in einen großen Garten, wo Bäume von allen Arten aus allen Welttheilen versammelt schienen. Die Zweige dieser Bäume schienen mit reifen Früchten beladen; aber als der Prinz, von Hunger getrieben, sich nahte, um welche abzubrechen, bemerkte er, daß sie von Gold waren. Mitten im Garten rieselte ein Bächlein, dessen reines und klares Wasser auf dem Grunde zahllose Edelsteine sehen ließ.

Nachdem sie den Garten mit aller ihm gebührenden Aufmerksamkeit betrachtet hatten, gingen

sie auf den Dom zu, welcher schon beim Aussteigen aus der Barke ihre Blicke auf sich gezogen hatte. Er bestand ganz aus Bergkristall; sie gingen durch denselben, und fürder durch mehrere überall von Gold, Diamanten und Rubinen strahlende Zimmer, ohne jemand zu begegnen. Endlich kamen sie an eine silberne Thür, welche sie öffneten. Sie traten in ein prachtvolles Gemach, und fanden darin auf einem Sofa einen Greis mit einer Krone von Smaragden auf dem Haupte. Sein weißer Bart hing bis auf die Erde hinab, bestand aber nur aus sechs langen, von einander abstehenden Haaren; ebenso bestand sein Schnauzbart aus drei Haaren auf jeder Seite, welche unter dem Kinne sich mit dem übrigen Barte vereinigten; überdieß waren die Nägel seiner Finger wenigstens eine Elle lang.

Diese ehrwürdige Gestalt wandte die Augen auf den Prinzen und die Prinzessinn, und sagte zu ihnen: »Ihr jungen Leute, wer seyd ihr?« — »Herr,« antwortete der Prinz, »ich bin der Sohn des Königs von Karisme, und diese schöne Prinzessinn ist die Tochter des Königs von Georgien. Wir wollen euch unsere Abenteuer erzählen, wenn es euch gefällt. Ich bin überzeugt, ihr werdet Mitleid mit uns haben, und ich schmeichle mir, ihr werdet großmüthig genug seyn, uns eine Zuflucht zu gewähren.

»Ja, Prinz,« erwiederte der Greis, »ich gebe sie euch; seyd mir eins wie das andere willkommen. Da ihr Königskinder seyd, und glücklich genug gewesen, den Eingang in diesen Palast zu

finden, so kommt es nur auf euch an, meine Annehmlichkeiten zu theilen. Bleibet hier bei mir, ihr werdet einer ewigen Glückseligkeit genießen. Der Tod, welcher alle andere Menschen seine Macht fühlen läßt, wird euch meiden.

Ich war einst König von China. Die Länge meiner Nägel verkündigt euch mein hohes Alter. Eine Umwälzung, die in meinen Staaten vorging, nöthigte mich, sie zu verlassen. Ich begab mich in diese Wüste, ich ließ hier einen Palast erbauen, durch mehrere Geister, denen ich als Kabalist zu gebieten habe. Es sind schon tausend Jahre, daß ich hier bin, und ich habe den Vorsatz, ewig zu leben; denn ich besitze das Geheimniß des Steins der Weisen, und folglich bin ich unsterblich. Ich will euch dieses wunderbare Geheimniß mittheilen, wenn ihr einige Jahrzehende bei mir zugebracht habt. — »Meine Rede erstaunt euch,« fügte er hinzu; »aber was ich euch sage, ist allerdings wahr. Ein Mensch, der den Stein der Weisen zu bereiten versteht, kann nicht des natürlichen Todes sterben. Er kann, ich gestehe es, ermordet werden; sein Geheimniß vermag ihn nicht vor einem gewaltsamen Tode zu schützen: aber um die Gelegenheit dazu zu vermeiden, darf er sich nur in eine unterirdische Wohnung zurückziehen, oder sich in einer Wüste einen solchen Palast bauen lassen, wie dieser ist. Hier bin ich in Sicherheit: Tollkühnheit und Nachstellung vermögen nichts gegen mich auszurichten. Der Talisman, welchen ihr auf der Thüre bemerkt habt, ist auf eine solche Weise zusammengesetzt, daß weder Räuber noch Bösewichte

hereintreten können, und wenn sie auch tausend achtfüßige Thiere opferten. Wer ein solches Thier tödtet, muß ein tugendhafter Mensch seyn, sonst öffnet sich die Thür ihm nicht.«

Nachdem der alte König von China seine Rede geendigt hatte, erbot er dem Prinzen und der Prinzessinn seine Freundschaft, und beide entschlossen sich, bei ihm in dem Palaste zu bleiben.

Er fragte sie darauf, ob sie nicht Erfrischungen bedürften, und als sie ihm dies bejaheten, zeigte er ihnen mit dem Finger zwei Springbrunnen, welche sich in goldene Becken ergossen. Der eine bestand aus köstlichem Wein, und der andere aus unvergleichlicher Milch, welche im Niederfallen gerinnend, zu einer Art von köstlichem Gallert ward. Der alte König rief drei Geister, und befahl ihnen, aufzutragen. Sie deckten sogleich einen Tisch für drei Personen, und besetzten ihn mit drei Schüsseln der geronnenen Milch. Der Prinz von Karisme und die Prinzessinn von Georgien aßen davon mit großer Lust; und von Zeit zu Zeit reichten ihnen die Geister auch von dem Weine in Schalen von Kristall. Der alte König aber, der sich, wegen der übergroßen Länge seiner Nägel, seiner Hände nicht bedienen konnte, that nichts weiter, als den Mund zu öffnen, und einer der Geister gab ihm zu essen und zu trinken, wie einem Kinde.

Gegen das Ende der Malzeit bat dieser gute alte König seine Gäste, ihm ihre Geschichte zu erzählen; was sie auch, sowohl aus Zuneigung, als dem Recht der Gastfreundschaft zu Ehren, gern thaten.

Nachdem sie die Erzählung ihrer Abenteuer vollendet hatten, nahm er das Wort, und sagte zu ihnen: »Tröstet euch beide über eure vergangenen Unglücksfälle. Ihr seyd jung und liebenswürdig, und könnt euch hier, durch das Gelübde gegenseitiger Treue, das angenehmste Leben bereiten.«

Der Prinz und die Prinzessinn, welche sich schon ewige Liebe geschworen hatten, erneuten ihren Eid, und vermählten sich vor Seiner Chinesischen Majestät, welche sie zum Zeugen ihres Bundes nahmen.

Gern hätten diese zärtlichen Gatten jeden Augenblick der Liebe geweihet; aber aus Gefälligkeit für den alten König, opferten sie einen Theil des Tages, ihn zu unterhalten, oder vielmehr, alle die Geschichten seiner Zeit anzuhören, welche er nicht müde ward, ihnen zu erzählen.

Unterdessen ward die Prinzessinn schwanger, und gebar zwei kleine Prinzen, schön von Angesicht wie der Mond. Sie nährte sie selber mit ihrer Milch, und als sie fähig waren, Unterricht anzunehmen, lehrte sie einer der Geister tausend wundersame Sachen.

Schon waren sie zehn Jahre alt, als die Prinzessinn, ihre Mutter, zu dem Prinzen, ihrem Gemahle, sprach: »Mein theurer Herr, ich muß dir bekennen, daß ich anfange in diesem Palaste mich zu langweilen. Umsonst bietet er meinen Augen tausend wunderbare Gegenstände dar. Der Zwang für immer darin zu bleiben, beraubt ihn für mich aller Reize. Mag der König von China uns immerhin versichern, daß wir niemals ster-

ben werden, diese Versicherung rührt mich wenig. Sein Geheimniß schützt nicht vor dem Alter, und es ist vielmehr ein Unglück, denn ein Glück, vom Alter beschweret zu leben. Uebrigens möchte ich auch gern meinen Vater wiedersehen, wenn der Schmerz über meinen Verlust ihm nicht das Leben geraubt hat.«

»Meine Königinn,« antwortete der Prinz, »bei dieser Unsterblichkeit, welche man uns verheißen hat, habe ich kein anderes Vergnügen im Sinne, als das, dich ewig lieben zu können. Der Himmel ist mein Zeuge, daß auch ich das größte Verlangen trage, den König, meinen Vater, wiederzusehen, dessen Andenken mir oft Thränen entlockt: aber welchen Weg sollen wir einschlagen, um nach Georgien zu gelangen.« — »Herr,« erwiederte die Prinzessinn, »unsere Barke steht noch auf dem Strande, an welchen die Fluten sie geworfen haben: laß uns ihr zum zweitenmale unser Schicksal anvertrauen, und folgen wir dem Strome; er bringt uns vielleicht an irgend einen Ort, wo wir eine Gelegenheit finden, an den Hof meines Vaters oder in die Staaten des deinen zu gelangen.«

»Ich willige ein, meine Herrinn,« erwiederte der Prinz, »nur dir zu gefallen ist all mein Bestreben. Wir wollen diesen Palast verlassen, weil du dich darin langweilest, und mit den Prinzen, unsern Söhnen, die Barke besteigen. Aber, ach! welche Betrübniß wird unsere Abreise dem Könige von China verursachen! Er liebt uns, wie seine Kinder; er glaubt, daß wir ihn nie ver-

lassen werden: er wird untröstlich seyn, wenn wir von ihm scheiden.«

»Laß uns hingehen und mit ihm reden,« sagte die Prinzessinn; »wir wollen uns verstellen, und um seine Verzweiflung abzuwenden, ihn glauben machen, daß wir nicht für immer von ihm scheiden wollen.«

Nach dieser Unterhaltung begaben sie sich zu dem alten Könige; sie stellten ihm vor, daß sie eine so heftige Sehnsucht hätten, ihre Aeltern wiederzusehen, daß sie ihr nicht widerstehen konnten; sie baten ihn, in ihre Heimkehr in ihr Vaterland zu willigen, und versicherten ihn, daß sie binnen einiger Jahre wieder zu ihm kommen würden.

Auf diese Rede fing der König an zu weinen: »O meine Kinder!« rief er aus, »so soll ich euch denn verlieren! Ach! ich werde euch nimmer wiedersehen.« — »Herr,« sagte der Prinz, »laßt uns den Antrieben des Blutes folgen: wenn wir ihnen genuggethan haben, so werden wir in diese Einsamkeit zurückkehren, um mit euch die Süßigkeiten der Unsterblichkeit zu genießen.«

Die Prinzessinn wiederholte ihm dasselbe; aber sie mochten ihn immerhin ihrer Wiederkehr versichern, da er die Wissenschaft Mekaschefa besaß, so las er im Grunde ihres Herzens, und wußte wohl, daß sie nicht gesonnen waren, ihm ihr Wort zu halten. Der Schmerz, diese von ihm so überaus zärtlich geliebten Personen zu verlieren, machte ihm das Leben unerträglich. Er rief den Engel des Todes, welchen er seit so vielen Menschenaltern durch die Geheimnisse seiner Kunst

von sich entfernt hielt; er gab die Sorgfalt auf, an welche er sich gewöhnt hatte, um seine Tage zu verlängern, und ließ sich sterben.

Kaum hatte er den letzten Seufzer ausgehaucht, als seine Geister ihn entrückten. Der Palast verschwand darauf auch plötzlich, und der Prinz mit seiner Gattinn und seinen Kindern befanden sich mitten auf dem Felde. Sie konnten sich nicht enthalten zu weinen, wenn sie bedachten, daß sie die Ursache des Todes des alten Königs wären; aber ihr Schmerz wich bald den lockenden Vorstellungen, welche die Hoffnung, ihre Aeltern wiederzusehen, ihnen eingab, und sie beschäftigten sich jetzt nur mit ihrer Abreise.

Sie brachten einige Früchte, welche troß der Unfruchtbarkeit des Bodens, die gütige Natur eigens für sie in dieser Wüste hervorgebracht zu haben schien. Sie trugen dieselben in ihre Barke, welche an einen Pfahl gebunden, und noch in demselben Stande war, in welchem sie sie verlassen hatten. Sie banden sie los, stiegen alle viere hinein, und überließen sich dem Laufe des Stromes, welcher einer Viertelmeile von dort sich in das Meer ergoß.

Ein Seeräuber, welcher vor der Mündung dieses Stromes kreuzte, entdeckte die Barke, nahte sich ihr, und rief dem Prinzen zu, sich zu ergeben, wenn er dem Tode entgehen wollte. Der Prinz war ohne Waffen, was konnte er da gegen eine so große Zahl Bewaffneter ausrichten? Anstatt sich unnütz zu vertheidigen, übergab er sich den Händen des Seeräubers, indem er ihn bei allem, was heilig ist, beschwur, seiner

Gattinn nicht die Ehre und seinen Kindern nicht das Leben zu rauben.

Der Räuber, nachdem er sie an Bord genommen hatte, segelte nach einer Insel, wo er den Prinzen von Karisme aussetzen ließ. Darauf suchte er wieder das Weite, und nahm die Prinzessinn und ihre beiden Söhne mit sich.

Es ist unmöglich, den Jammer des Prinzen und seiner Dilaram zu schildern, als sie sich also getrennt sahen. So lange der Prinz das Schiff noch sehen konnte, hörte er nicht auf, dem Räuber nachzurufen. »Ha, Bösewicht!« schrie er ihm zu, »wähne nicht, daß Gott deine Schandthat unbestraft lassen wird. In welchen Winkel der Erde du dich auch verbergen magst, du wirst nicht der Strafe entgehen, welche seine Gerechtigkeit dir bereitet.« Darauf sich gen Himmel richtend, fuhr er fort: »O du gerechter Himmel! der du mich bisher immer beschützt, hast du mich jetzo verlassen? Hast du es zulassen können, daß man mir meine Gattinn und meine Kinder entriß? Wehe mir! wenn du nicht ein neues Wunder thust, um mir diese so theuern Gegenstände wiederzugeben, so habe ich mich über deine bisherige Gnade mehr zu beklagen als glücklich zu preisen. Warum hast du mich aus so viel Gefahren gerettet? Schobest du mein Verderben nur auf, bis ich alle Bekümmernisse eines Vaters und Gatten empfände?«

Während er solche Reden ausstieß, sah er mehrere Leute auf sich zukommen, welche ihm sehr seltsam schienen. Sie hatten einen Leib wie andere Menschen, waren aber ohne Kopf: sie hat-

ten ein weites Maul in der Brust und ein Auge an jeder Schulter. Diese Ungeheuer bemächtigten sich seiner, und führten ihn zu ihrem Könige.

»Herr,« sagten sie zu ihm, »hier ist ein Fremdling von sehr üblem Aussehen, welchen wir auf dem Strande gefunden haben. Er könnte wohl ein Kundschafter unserer Feinde seyn.« — »Wohlan,« antwortete der König, »man bereite einen Holzstoß und verbrenne ihn darauf, nachdem ich ihn befragt habe. Junger Mensch,« fuhr er fort, indem er sich zu dem Prinzen wandte, »wer bist du? woher kommst du? und was führt dich her auf diese Insel?«

Der Prinz verschwieg ihm nicht seine Abkunft, und machte ihm eine lange und umständliche Erzählung seiner Abenteuer.

Der König verwunderte sich darüber, und sagte zu ihm: »Prinz, ich sehe wohl, daß der Himmel euer Leben in besondere Obhut genommen hat. Wenn die seltsamen Abenteuer, welche ihr mir erzählt habt, es mir nicht bewiesen, so würden die Regungen des Mitleids, welche sie mir einflößen, mich nicht länger daran zweifeln lassen. Ich folge diesem Antriebe: ja, ihr sollt leben, ich gebe euch eine Zuflucht an meinem Hofe, und ich schmeichle mir, daß ihr mir in dem Kriege, welchen ich mit einem benachbarten König führe, nicht unnütz seyn werdet. Ich will euch die Ursache dieses Krieges sagen. Er und seine Unterthanen sind nicht solche Menschen ohne Kopf, wie wir, sondern sie haben große Vogelköpfe, und wenn sie sprechen, so gleicht ihre Stimme dermaßen der Vogelstimme, daß

wir, sobald einer von ihnen auf unserer Insel ankommt, ihn für einen Strandvogel nehmen, und ihn verzehren. Das mißfällt nun ihrem Könige, welcher, um sich zu rächen, von Zeit zu Zeit eine Flotte ausrüstet und hier Landungen versucht. Er hat deren schon mehrere gemacht, die ihm mißlungen sind. Indessen gibt er die Hoffnung nicht auf, uns alle zu vertilgen; und wir unsererseits hoffen nicht minder, ihn sammt seinen Unterthanen zu fressen.

»Das ist der Stand meiner Angelegenheiten,« fuhr der König der kopflosen Menschen fort. »Wir sind auf unserer Hut vor Ueberfällen, und bisher haben wir noch immer die Oberhand über unsere Feinde behalten.«

Der Prinz von Karisme bot dem Könige seinen Arm an, und dieser machte ihn zum Befehlshaber seines Heeres. Der junge Feldherr säumte nicht, sein Amt auszuüben, und zu zeigen, daß er dessen nicht unwürdig wäre.

Es erschien bald darauf an der Küste eine große Anzahl von Schiffen. Es war der König von der Insel der vogelköpfigen Menschen, welcher mit dem erlesensten Theile seines Volkes eine neue Landung versuchte. Der Prinz von Karisme ließ ihm Zeit, die Hälfte der Truppen auszuschiffen: dann aber griff er sie mit den seinen ungestüm an, brachte sie in Unordnung, und zwang sie, wieder auf ihre Schiffe zu fliehen. Viele von ihnen wurden getödtet, eine große Menge ertrank, und der vogelköpfige König ward gezwungen, mit den übrigen sich zurückzuziehen.

Niemals hatte der König der kopflosen Menschen einen so glänzenden Sieg davongetragen. Der Prinz hatte alle Ehre davon; die Soldaten gestanden, daß sie noch niemals waren so gut geführt worden, und daß keiner ihrer Feldherren, selbst der berühmteste, nicht so viel Geschicklichkeit gezeigt hatte.

Diese Lobeserhebungen schmeichelten dem jungen Helden, welcher, um sie noch besser zu verdienen, dem Könige vorschlug, auch seinerseits eine Flotte auszurüsten und seinen Feinden daheim Schrecken einzujagen. Der König genehmigte diesen Vorschlag; und eine furchtbare Flotte segelte nach der Insel der vogelköpfigen Menschen, unter dem Befehle des Prinzen von Karisme.

Er bewerkstelligte seine Landung in der Nacht, und stellte ohne Lärmen seine Leute in Schlachtordnung, und mit Anbruch des Tages rückte er gegen die Stadt vor, und überfiel die Einwohner, welche sich eines solchen Angriffs nicht versahen. Er tödtete alles, was ihm Widerstand that. Er nahm den König mit seinem ganzen Hofe gefangen, und kehrte siegreich nach der Insel der kopflosen Menschen zurück.

Hier wurde er unter dem Zujauchzen des daheimgebliebenen Volkes empfangen, und es wurden Freudenfeste angestellt, welche einen Monat lang dauerten. Man vertheilte die Gefangenen unter den Einwohnern, welche sie mit allen den Brühen verspeisten, womit man Strandvögel zu speisen pflegt. Der besiegte König selber entging nicht eben dieser Todesart: bei einem

Feste wurde er der ganzen königlichen Familie der kopflosen Menschen aufgetischt.

Nach diesem Feldzuge, welcher den Krieg vollständig beendigte, begann der Prinz von Karisme ein müßiges Leben zu führen. Er blieb neun Jahre am Hof des kopflosen Königs, welcher ihn so liebgewann, daß er eines Tages zu ihm sagte:

»Prinz, ich bin alt, und habe keinen männlichen Erben: ich will euch meine Krone hinterlassen, unter der Bedingung, daß ihr sie mit meiner Tochter theilet. Obwohl ihr eine sehr seltsame und gar lächerliche Gestalt habt, so will ich euch doch gern zu meinem Schwiegersohn annehmen.«

Der Prinz wich diesem Antrage sehr geschickt aus: aber der König kam immer wieder darauf zurück, und als er bemerkte, daß der Prinz diese Heirath verabscheute, begann er wieder, mit verändertem Tone: »Prinz,« sprach er zu ihm: »es steht euch fein an, die Ehre auszuschlagen, welche ich euch anthun will! Wisset, daß alle Dienste, welche ihr mir geleistet habt, euch nicht schützen werden, meinen Zorn zu empfinden, wenn ihr noch länger zögert, mir zu gehorchen! Ihr möget es wohl bedenken: ihr müßt morgen meine Tochter heirathen, oder ich lasse euch diese Kugel abschlagen, welche sich unaufhörlich auf euern Schultern drehet und ein sehr schnödes Ansehen macht.«

Diese Worte wurden mit einer Miene ausgesprochen, welche dem Prinzen zu erkennen gab, daß er sich entschließen müßte, die Prin-

zessinn zu heirathen oder zu sterben. In dieser peinlichen Verlegenheit rief er traurig aus: »Unglückseliges Gestirn, unter welchem ich geboren bin, kann ich denn nimmer deinen bösen Einfluß erschöpfen? Es ist noch nicht genug, eine Frau mit einem Hundskopf gehabt zu haben, ich muß mich jetzt auch noch mit einem andern Ungeheuer verbinden. O Dilaram! reizende Dilaram, deren Andenken mir einen Schmerz erregt, welchen die Zeit nie abstumpfen wird, wie kann ein Prinz, der euer liebes Bild so heilig in seinem Herzen bewahrt, mit einem Weibe leben, dessen Augen sich an die Schultern verirrt haben, und die in der Brust einen Mund hat, der mehr gemacht ist, einen Mann zu verschlingen, als seine Küsse zu empfangen.«

Ungeachtet dieses Widerwillens unterließ er jedoch nicht, sich zu dieser Heirath zu entschließen, welche mit allem Pompe gefeiert wurde, welcher der Geburt der beiden sich vermählenden Personen angemessen war.

In der ersten Hochzeitsnacht führte man den Prinzen in ein Gemach, wohin die Braut schon zuvor geführt war, und ließ hier beide allein. Sie näherte sich ihm zuerst, und er bebte vor Entsetzen: er wähnte, daß sie hingerissen von ihrer Begierde und berechtigt durch den Namen der Gattinn, seine ersterbende Glut anfachen wollte; aber sie hielt ihm eine Rede, welche ihm seine Ruhe wiedergab, indem sie ihn aus dem Irrthume zog.

»Ich weiß wohl, Herr,« sprach sie zu ihm, »daß ein Mensch, wie ihr, eine Frau hassen muß,

die mir gleicht. Ich urtheile von euren Empfindungen nach den meinigen: ich habe eben so viel Abscheu vor euch, als ihr nur immer vor mir haben könnt. Wir betrachten uns beide als Ungeheuer, und wir finden uns beklagenswerth, daß wir gezwungen sind, uns mit einander zu verbinden, ihr, um dem Tod zu entgehen, und ich, um dem Könige, meinem Vater, zu gehorchen. Ich muß euch bei alledem sagen, daß, wenn ihr als zartfühlender Mann auf die Rechte des Ehegatten verzichten wollt, ich euer Glück machen kann.«

»Ach, gnädige Frau,« antwortete der Prinz, »ich verzichte darauf von ganzem Herzen, weil ihr von mir dies Opfer verlanget; aber ich bitte euch, saget mir, auf welche Weise könnt ihr mich glücklich machen.» — »Wisset,« fuhr sie fort, »daß ich einen Geist liebe, welchem ich eine heftige Leidenschaft eingeflößt habe. Sobald er vernimmt, daß mein Vater mich verheirathet hat, wird er nicht säumen zu kommen, um mich zu entführen. Ich werde ihn bitten, euch in euer Land zu bringen; und ich zweifle nicht, daß er, hoch erfreut über eure Ehrerbietung gegen mich, alles thun werde, was ihr wünschet.« — »Wohlan, schöne Prinzessinn,« erwiederte der Prinz von Karisme, entzückt von der Hoffnung, welche ihm gegeben wurde, »ich willige ein, und trete eurem beglückten Geiste alle die Schätze ab, welche diese Hochzeit mir bestimmte; willig überlasse ich ihm den Besitz davon.«

Nachdem er dies gesagt hatte, legte er sich

auf ein Sofa, und schlief ein; und die Prinzessinn that das nämliche.

Während sie beide so schliefen, erschien der Geist, welcher die junge Frau liebte, nahm sie beide unter die Arme, und führte sie durch die Luft davon. Er hielt an auf einer Insel, die nicht weit von der Insel der kopflosen Menschen entfernt war, legte hier den Prinzen auf den Rasen nieder, und entführte dann die Prinzessinn in eine unterirdische Wohnung, welche er eigens für sie erbauet hatte.

Der Prinz war bei seinem Erwachen verwundert, sich auf einer unbekannten Insel zu finden. Er dachte wohl, daß während seines Schlafes der in die kopflose Prinzessinn verliebte Geist ihn hieher versetzt hatte; aber es däuchte ihn, daß dieser Geist nicht so erkenntlich wäre, als sie ihn gerühmt hatte, weil er ihn, anstatt ihn in die Heimath zu bringen, auf einer Insel aussetzte, welche vielleicht von eben so abscheulichen Leuten bewohnt war, als die Samsaren.

Er war beunruhigt von allem, was dieser Gedanke Schreckliches mit sich führte, als er am Ufer des Meeres einen alten Mann erblickte, welcher die Abwaschung zu verrichten schien. Er stand schleunig auf und lief zu ihm hin, und fragte, ob er ein Muselmann wäre. »Ja, ich bin es,« antwortete der Greis; »und ihr, junger Mann, wer seyd ihr? Nach eurem edeln Anstande zu urtheilen, seyd ihr nicht von gemeinem Herkommen.« — »Ihr täuscht euch nicht in eurer Vermuthung,« erwiederte der Prinz, »denn ich bin ein Königssohn.« — »Und welcher

König ist euer Vater?« fragte der Greis. »Oeffnet mir euer Herz: ich schwöre bei unserem großen Propheten, daß keine Arglist hinter meinen Worten steckt; ich bin geneigter, euch zu dienen, als euch zu schaden: redet ohne Rückhalt.« —

»Weil ihr denn meinen Namen zu wissen wünscht,« erwiederte der Prinz, »so sage ich euch, daß ich der Prinz von Karisme bin.« — »O Gott!« unterbrach ihn der Greis, »ist es möglich, daß ihr dieser unglückliche Prinz seyd, der durch einen Europäischen Seeräuber fortgeführt wurde?« — »Wer hat euch von diesem Ereigniß unterrichten können?« fragte der Prinz. — »Ich muß es wohl wissen, Herr,« antwortete der Greis; »ich bin in den Staaten des Königs, eures Vaters, geboren. Ihr sehet in mir einen der Sterndeuter, welche euer Horoskop stellten; und um euch von dem zu benachrichtigen, was euch angeht, sage ich euch, daß euer Vater sich eure Entführung so zu Herzen nahm, daß er wenige Tage darnach starb. Sein Volk, dessen Wonne er war, beweinte ihn lange Zeit und die Hoffnung aufgebend, euch je wiederzusehen, setzte es einen Prinzen eures Geblütes auf den Thron. Dieser neue König versammelte die Sterndeuter, und befahl uns, die Sterne über seine Regierung zu befragen. Wir verkündigten ihm Dinge, welche ihm mißfielen. Er hielt sich an uns wegen der Unfälle, womit der Himmel ihn bedrohte; und beschloß, uns alle tödten zu lassen. Wir aber entdeckten vermittelst der Geheimnisse unsrer Kunst diesen Anschlag, wir verließen unser Vaterland, und jeder begab sich nach dem Winkel

der Erde, den er sich zum Aufenthalte wählte. Ich habe mehrere Länder der Erde durchwandert, und habe mich endlich auf dieser Insel niedergelassen, welche von einer so guten Königinn beherrscht wird, daß es kein so glückliches Volk mehr gibt, als ihre Unterthanen sind.

Während der Astrolog also sprach, weinte der Prinz von Karisme bitterlich. Die Nachricht von dem Tode seines Vaters verursachte ihm eine so tiefe Betrübniß, daß der Greis genöthigt war, seine Rede zu unterbrechen, um ihn zu trösten. »Herr,« sprach er zu ihm, »wenn ich euch so traurige Nachrichten hinterbringe, so habe ich auch sehr erfreuliche euch anzukündigen. Ich erinnere mich noch wohl aller unserer Beobachtungen: der Himmel verheißt euch ein glückliches Loos nach dem dreißigsten Jahr. Ihr zählt jetzo ein und dreißig, und folglich ist all euer Unglück vorüber. Folget mir, wenn's euch beliebt, ich will euch zu dem Groß-Wesyr führen, welcher ein tugendhafter Mann ist. Er wird euch der Königinn vorstellen, welche euch den gebührenden Empfang bereiten wird, sobald sie von eurem Stande unterrichtet ist.«

Der Prinz und der Sterndeuter begaben sich beide zu dem Wesyr, welcher nicht sobald den Namen des Prinzen vernommen hatte, als er mit allen Zeichen des höchsten Erstaunens ausrief: »O mein Gott, es ist dir allein verbehalten, solche Wunder zu thun! — »Kommt, Herr,« fuhr er fort, indem er sich zum Prinzen von Karisme wandte, »und geht mit mir zu der Kö-

niginn; ihr werdet die Ursache meines Erstaunens erfahren.«

Indem er dieses sagte, führte er ihn zu dem Palaste, und als sie in die Gemächer der Königinn kamen, bat er ihn, einen Augenblick zu verziehen, weil es gut wäre, die Fürstinn zuvor zu benachrichtigen, damit sie sich auf den Empfang eines solchen Prinzen vorbereitete.

Der Wesyr blieb ziemlich lange bei der Königinn, welche endlich in das Zimmer trat, worin der Prinz war. Sie sah ihm ins Gesicht, und erkannte ihn: »O mein Gemahl,« sagte sie, indem sie ihm die Arme entgegenstreckte, »gibt's noch eine solche Freude auf der Welt, als die meine ist, dich wiederzusehen?«

Der Prinz betrachtete sie ebenfalls und erkannte in ihren Zügen seine geliebte Dilaram wieder, und ganz entzückt vor Erstaunen, Liebe und Freude rief er aus: »O meine Königinn, ist es möglich, daß ich dich wiederfinde! Wie groß auch die Unglücksfälle sind, welche der Himmel mich hat bestehen lassen, so bekenne ich doch, daß seine Güte seine Strenge übertrifft, weil er dich meiner Zärtlichkeit wiederschenkt.«

Sie umarmten sich beide zu wiederholtenmalen, mit einem Entzücken, das sich leichter empfinden als ausdrücken läßt. Hierauf fragte der Prinz nach seinen Kindern. »Die wirst du bald sehen, Herr,« antwortete die Fürstinn; »sie sind auf die Jagd gegangen und werden bald zurückkommen.« — »Aber, wie bist du Königinn dieser Insel geworden, Herrinn?« fragte der Prinz. »Ich will deine Neugier sogleich befriedigen,«

antwortete Dilaram; »höre, wie ich auf diesen Thron gelangt bin, welchen ich gleich morgen verlasse, um dir zu folgen, wenn mein Volk nicht einwilligt, daß ich ihn mit dir theile.

Sobald der Seeräuber, welcher uns gefangen nahm, dich auf der Insel ausgesetzt hatte, stach er wieder in See, wie du weißt; aber wir hatten noch nicht sechs Meilen gemacht, als ein furchtbarer Sturm sich erhob, und troß der Geschicklichkeit und den Anstrengungen der Matrosen wurde das Schiff mit solchem Ungestüm gegen die Felsen dieser Küste geworfen, daß es in tausend Stücke brach. Einige Matrosen erreichten durch Schwimmen das Ufer; die übrigen, sammt dem Hauptmann, wollten sich ebenso retten, gingen aber zu Grunde. Was mich betrifft, ohne den Himmel um die Erhaltung meines so unglücklichen Lebens zu bitten, umarmte ich meine Söhne, um mit ihnen zu sterben, und schon wollten die Fluthen uns verschlingen, als mehrere Leute von dieser Insel, welche von weitem unsern Schiffbruch angesehen, und sich in Böte geworfen hatten, um uns zu Hülfe zu eilen, noch zur rechten Zeit herankamen. Sie zogen uns halbtodt aus dem Wasser, und als sie bemerkten, daß wir noch athmeten, trugen sie uns in ihre Häuser, und brachten uns vollends ins Leben zurück.

Als der König der Insel von unserm Schiffbruche hörte, war er neugierig, uns zu sehen. Er war ein Mann von neunzig Jahren, und so geliebt von seinen Unterthanen, als er es verdiente. Ich verschwieg ihm nichts, sondern sagte

ihm meinen Stand und erzählte ihm meine Geschichte. Er war gerührt von meinen Unglücksfällen, und begleitete mit seinen Thränen die meinen, welche ich bei einigen Stellen meiner Geschichte nicht zurückhalten konnte. Endlich, nachdem er mir mit großer Aufmerksamkeit zugehört hatte, nahm er das Wort, und sagte zu mir: »meine Tochter, man muß die Unfälle mit Standhaftigkeit ertragen; es sind die Proben, auf welche der Himmel unsere Tugend setzt: wenn wir geduldig leiden, so läßt er fast immer Freuden auf unsre Leiden folgen. Bleibet bei mir, ich will für die Prinzen, eure Kinder, sorgen.«

In der That, und wenn sie seine eigenen Söhne gewesen wären, so hätte er nicht mehr Liebe für sie haben können; und seine Hochachtung und Ehrerbietung für mich konnte nicht größer seyn. Er begnügte sich nicht, mich mit Ehrenbezeigungen zu überhäufen, er zog mich auch über Staatsangelegenheiten zu Rathe; er ließ mich an seinem Staatsrathe Theil nehmen, und um mich zu überzeugen, in welchem Maaße er für mich eingenommen war, erhob er mit großem Lobe alles, was ich sagte, wenn es nur irgend passend war.

Ich verlebte fünf Jahre auf diese Weise, nach deren Verlauf er eines Tages zu mir sagte: »Prinzessinn, es ist Zeit, euch einen Vorsatz zu entdecken, welchen ich gefaßt habe: ich will, daß ihr nach meinem Tode meinen Thron einnehmet, und um ihn euch zu versichern, muß ich euch heirathen. Alle meine Völker, von euren Tugenden eingenommen, werden meiner Wahl Bei-

fall geben und es mir guten Dank wissen, euch zu meiner Erbinn gemacht zu haben.«

Der Vortheil meiner Söhne bestimmte mich, in diese Verbindung zu willigen, welche unter großem Beifall meiner Völker vollzogen wurde. Sie bezeigten nicht minder Freude und Zufriedenheit, als sie nach seinem Hintritte, welcher sehr nah auf unsere Hochzeit folgte, vernahmen, daß er in seinem letzten Willen ihnen befahl, mich als ihre Gebieterinn anzuerkennen. Seit dieser Zeit herrsche ich über sie; und ich darf wohl sagen, daß es mein einziges Bestreben ist, sie glücklich zu machen.«

Als die Königinn diese letzten Worte gesprochen hatte, sah sie die beiden Prinzen von der Jagd zurückkommen. »Eilet, Prinzen,« rief sie ihnen entgegen, »eilet, euren Vater zu umarmen, welchen der Himmel euch erhalten hat!« Die Stimme des Blutes, welche sich in ihnen vernehmen ließ, ließ sie nicht länger an diesem Wunder zweifeln. Sie liefen zu dem Prinzen von Karisme hin, welcher ihnen die Arme entgegenstreckte, und sie einen nach dem andern auf die Augen küßte.

Nachdem diese vier von den zärtlichsten Regungen der Natur bewegten Personen sich tausend Zeichen ihrer Zärtlichkeiten gegeben hatten, versammelte der Groß-Wesyr das ganze Volk, erzählte ihnen die Geschichte des Prinzen von Karisme, und ermahnte sie darauf, diesen Prinzen für ihren König anzuerkennen. Das Volk willigte einstimmig ein, und rief den Prinzen von Karisme zum Könige aus.

Dieser regierte mit seiner geliebten Prinzessinn von Georgien auf eine solche Weise, daß ihre Regierung die glücklichste Regierung genannt wurde.

Ich habe diese Geschichte erzählt, Herr,« fuhr der neunte Wesyr des Kaisers von Persien fort, um Euer Majestät zu zeigen, daß die Kinder der Könige ihrem Unstern eben so unterworfen sind, wie die andern. Während ein feindseliges Gestirn seine Einflüsse auf uns ausübt, würde das Gold in unserer Hand sich in schwarze Erde und der Theriak in unserm Munde sich in Gift verwandeln. Der Prinz Nurgehan befindet sich in diesem unglücklichen Fall; alles muß er fürchten, alles wird ihm feindselig, sein eigener Vater ist sein Feind geworden.«

Die Erzählung dieser Geschichte, und vor allem die Anwendung, welche der Wesyr davon machte, machten den Kaiser betroffen, und troß dem Versprechen, welches er der Sultaninn gegeben hatte, schob er die Hinrichtung des Prinzen auf.

Als am Abend der Sultan zurückkam in seinen Palast, beklagte die Königinn sich abermals über den neuen Aufschub der Bestrafung seines Sohnes; und um dem Könige zu zeigen, wie weit ein junger Mensch seine Bosheit treiben kann, erzählte sie ihm die folgende Geschichte.

Der Schuster und die Königstochter.

Es war einmal zu Kasbin ein junger Schuster, Namens Hassan, welcher mit Noth von dem Ertrage seiner Arbeit lebte. Eines Tages, als er in seinem Laden war, sah er einen Derwisch vorübergehen, dessen Pantoffeln zerrissen waren. »Guter Derwisch,« sagte er ihm, »euer Schuhzeug ist in schlechtem Stande; tretet bei mir ein, und ich will es euch ausbessern.« Der Derwisch folgte dieser Einladung, setzte sich, und aß von einigen Speisen, welche der Schuhflicker ihm vorsetzte.

Als die Pantoffeln fertig waren, sagte Hassan: zum Lohne für meine Arbeit, bitte ich euch um einen Rath. Ich habe Lust zu reisen, und ihr könnt besser als jeder andere mir einen guten Rath dazu geben.« — »Mein Sohn, antwortete der Derwisch, »ich will dir drei Lehren geben, deren ganze Wichtigkeit ich aus Erfahrung kenne:

Erstens, begib dich nie auf den Weg, ohne einen guten Reisegefährten; denn der Prophet (mit dem alles Heil sey!) sagt: »suche dir erst einen Gefährten, und dann begib dich auf den

Weg [7]).« Zweitens, verweile nie an einem Orte, wo Wasser mangelt. Endlich, drittens, geh nie in eine Stadt nach Sonnenuntergang.«

Kurze Zeit darauf, nachdem Hassan gute Reisegefährten gefunden hatte, begab er sich auf den Weg. Nach Verlauf einiger Tage, kommen sie mitsammen an die Thore einer großen Stadt; seine Gefährten gingen hinein: er aber, eingedenk der Lehren des Derwisches, blieb draußen am Ufer eines Stromes; und da er in der Nähe einen Todtenacker fand, so hielt er fürs rathsamste, die Nacht darin zuzubringen.

Es war drei Stunden nach Mitternacht, als er zwei Männer bemerkte, welche über die Stadtmauer etwas hinab ließen, das er nicht erkennen konnte, und das sie in eins der nächsten Gräber trugen.

Kaum hatten diese Leute sich entfernt, so eilte Hassan nach dem Orte, wo sie ihre Bürde abgelegt hatten. Er trat hinein, nahm sein Feuerzeug, und bei dem Lichte das er sich anschlug, erblickte er einen Sarg, aus welchem von allen Seiten das Blut hervorrieselte.

Sogleich bemüht er sich, den Deckel aufzuheben, und findet darin eine Frau von außerordentlicher Schönheit, ganz in ihrem Blute gebadet, in ein Leichentuch gewickelt. Er hielt sie für todt, und hob die Leinwand auf, welche sie umhüllte, als er folgende Worte mit schwacher Stimme aussprechen hörte: »Um Gottes willen, beraubet mich nicht meiner Kleider.« Da erkannte er, daß noch einiges Leben in ihr war, zerriß seinen Kaftan, und verband ihre Wunden.

Am folgenden Morgen ließ er sie in die Karawanserei der Stadt tragen, und gab sie für seine Schwester aus, welche er in einem lebhaften Augenblicke selber so verwundet hätte. Hier widmete er ihr zwei Monate hindurch die allerzärtlichste Sorgfalt.

Nach Verlaufe dieser Zeit war die junge Unbekannte gänzlich hergestellt, und ging aus der Karawanserei ins Bad. Als sie zurückkam, forderte sie Feder, Dinte und Papier, schrieb ein Paar Worte und sagte zu Hassan: »Nehmet diesen Brief, und traget ihn nach dem Basar [8]) zum Wechsler Yakub; und nehmet in Empfang, was er euch geben wird.«

Hassan begab sich in aller Eile zu dem Wechsler. Sobald dieser den Brief geöffnet hatte, küßte er ihn, legte ihn auf sein Haupt, und händigte dem Ueberbringer eine Börse mit fünfhundert Zeckinen ein. Unser Reisender war ganz erstaunt: in seinem Leben hatte er keine so große Summe gesehen; und er erkannte aus der Ehrfurcht, welche der Wechsler dem Briefe bezeigte, daß diejenige, die ihn geschrieben hatte, nicht von gemeiner Herkunft wäre.

Bei der Rückkehr in die Karawanserei legte er die Börse furchtsam vor seiner Gefährtinn hin, welche in seinen Augen alle die Neugier las, welche ihn quälte. Sie hielt es noch nicht für rathsam, sie zu befriedigen, und begnügte sich, ihm zu sagen, er möchte das Geld nehmen, um sich anständige Kleider und eine schickliche Wohnung zu verschaffen.

Hassan befolgte ihre Befehle; und vermittelst ansehnlicher Summen, welche der Wechsler niemals versagte ihr zu senden, kauften sie Sklaven, und lebten beide einige Zeit im Schooße des Ueberflusses.

Eines Tages gab die Unbekannte dem Hassan eine Börse in die Hand, und sagte zu ihm: »Es kommt darauf an, mir einen Dienst zu leisten, auf welchen ich hohe Wichtigkeit lege. Gehet auf den Basar, dort werdet ihr leicht den Laden Abdallah's, des Seidenhändlers, auffinden. Laßt euch ein Stück Atlas vorzeigen, und wie hoch auch der Preis desselben sey, kaufet es, ohne zu handeln.«

Hassan erkannte sehr bald das Waarenlager des jungen Kaufmanns, er trat ein, ließ sich ein Stück Atlas vorlegen, und kaufte es für den Preis, der ihm abgefordert wurde. Den ihm ertheilten Aufträgen zufolge, kehrte er mehrmals zu demselben Kaufmanne zurück, und machte seine Sache so gut, daß zwischen ihnen eine Verbindung entstand, die vertraulich genug war, um ihn zu einem Mittagsmale einzuladen; welche Einladung er auch annahm.

Nach der Vorschrift der Unbekannten, wurde gegenseitig Abdallah eingeladen, welcher auch sehr verbindlich die Ehre annahm, welche ihm ein so reicher Herr erwies, als Hassan zu seyn schien.

»Wie seltsam auch die Dinge seyn mögen, denen ihr Zeuge seyn werdet,« sagte die Unbekannte zu Hassan, »verwundert euch nicht dar-

über.« Und zu gleicher Zeit ließ sie ein glänzendes Mittagsmal bereiten.

Zur bestimmten Stunde stellte sich Abdallah ein, mit der größten Pracht gekleidet. Hassan empfing ihn sehr höflich; man trank bis tief in die Nacht; aber als von der Trennung die Rede war, und Abdallah von seinem Wirthe Abschied nehmen wollte, gab dieser es nicht zu: »Wie,« sagte er, »ich sollte euch zu dieser Stunde gehen lassen! Nein, ich kann es nicht: ihr müßt hier schlafen, ich werde euch ein Lager bereiten lassen.«

Als der Kaufmann sah, daß es vergeblich wäre, länger zu widerstehen, ließ er es sich gefallen, und legte sich nieder.

Um Mitternacht, als er im tiefen Schlafe lag, näherte die Unbekannte, welche während des ganzen Mahles nicht zum Vorscheine gekommen war, sich ihm, und stieß ihm einen Dolch ins Herz.

Hassan, von dem Geräusch aufgeweckt, lief herbei: »Großer Gott! rief er aus, indem er den Abdallah den letzten Seufzer aushauchen sah, »von welcher Greuelthat habt ihr mich zum Mitschuldigen gemacht! Ich verlasse euch auf der Stelle; ich will nicht länger in diesem abscheulichen Hause bleiben: ich will euch selbst alles zurückgeben, was ihr mir geschenkt habt.«

»Beruhige dich, Hassan,« antwortete die Prinzessinn, »ich habe nur einen Verräther gerechterweise bestraft: ich bin die Tochter des Königs; der, den du gegenwärtig todt hingestreckt siehst, hatte mir eine heftige Leidenschaft eingeflößt; durch Vermittelung meiner Amme, und

durch Bestechung der zu meiner Bewachung bestellten Personen, brachte ich es dahin, ihn in den Harem [9]) einzuführen; mehr als einmal ging ich sogar, unter dem Schutz der Verkleidung, zu ihm, und überhäufte ihn mit Wohlthaten.

Eines Tages besuchte ich ihn zu einer Stunde, wo er mich nicht erwartet hatte: denke dir mein Erstaunen und meine Wuth, als ich ihn bei einer Nebenbuhlerinn sitzen fand. Ich machte ihm die lebhaftesten Vorwürfe, ich ließ mich sogar so weit hinreißen, die zu schlagen, die bei ihm war.

Da ging das Ungeheuer hin, und holte zwei junge Wüstlinge, und sey es nun, daß er die Folgen meines Zornes fürchtete, oder daß er seine Geliebte rächen wollte, — mit ihrer Hülfe versetzte er mir mehrere Messerstiche, und mich todt wähnend trug er mich auf den Gottesacker, wo du mich gefunden hast. Jetzo, da ich gerächt bin, eile hin, dem Könige, meinem Vater, zu verkündigen, daß seine Tochter noch lebt, und zeige ihm meinen Aufenthalt an.«

Der ganze Hof war voll Freuden, als man vernahm, daß die Prinzessinn wiedergefunden war. Der König umarmte sie mit weinenden Augen; und als er hörte, daß Hassan ihr Retter war, gab er sie ihm zur Frau.

Ihr ersehet aus dieser Geschichte, »fügte die Königinn Chansade hinzu, welcher Greuelthaten die jungen Leute fähig sind;« und sie forderte von neuem den Tod Nurgehan's. Der König versprach auch, ihr Verlangen zu erfüllen.

Achtzehnte Nacht.

Aber am folgenden Morgen, als der Kaiser so eben den Tod seines Sohnes befehlen wollte, trat abermals ein Wesyr hervor und flehte für ihn die Gnade des Fürsten an; und um den Einfluß der Sultaninn zu schwächen, bestätigte er die Bosheit der Weiber und erzählte folgende Geschichte.

Der Holzhauer und der Geist.

Ahmed, ein armer Holzhauer von Bagdad, hatte ein widerspenstiges, geiziges und zänkisches Weib, welche ihm nicht einen Augenblick Ruhe ließ. Wenn er etwas Geld erwarb, so strebte sie immer, sich desselben zu bemächtigen.

Eines Tages hatte dieser arme Mann einige Pfennige beiseite gelegt, um sich ein Seil zu kaufen; die Frau gewahrte es, und sagte zu ihm: »Ha, Nichtswürdiger, es scheint, daß du ein sauberes Leben führest. Ohne Zweifel ist dieses Geld, das du verheimlichest, irgend einer Buhlerinn bestimmt: aber Geduld, ich will dich schon besser in Ordnung halten; du sollst nimmer ohne mich ausgehen.«

Der arme Holzhauer hatte bisher wenigstens so lange Ruhe gehabt, als er allein im Walde war: man denke sich nun seine Verzweiflung, als er beim Weggehen sein Weib einen Esel besteigen und ihm nach dem Berge folgen sah, wohin er zu arbeiten ging. »Mindestens werde ich nun doch wissen,« sagte sie zu ihm, »was du thust, wenn du das Haus verläßt.«

Ahmed wußte nicht, wie er sich davon befreien sollte, als ihm plötzlich ein glücklicher Gedanke

einkam. Es war in der Nähe des Ortes, wo er arbeitete, ein sehr tiefer Brunnen: »Liebe Frau,« sagte er zu ihr, »da du doch einmal hier bist, so will ich dich bitten, mir einen Dienst zu leisten. Es ist schon lange her, daß man mir von einem Schatz in diesem Brunnen gesagt hat: du mußt mich an dieses Seil binden und mich daran hinunterlassen.« — »Mit nichten,« antwortete sie, »du sollst mich daran befestigen, ich kann eben so gut hinabsteigen, als du: du wärest im Stande den Schatz für dich allein zu behalten.«

Ahmed willigte in diesen Vorschlag: er band seine Frau an das Seil und ließ sie in den Brunnen hinab gleiten. Als er spürte, daß sie auf dem Grunde war, ließ er den Strick los, und sagte zu ihr: »Theure Ehehälfte, ich werde nun doch einige Augenblicke Ruhe genießen: ihr werdet die Gefälligkeit haben, dort unten zu bleiben, bis ich wiederkomme, euch heraus zu ziehen.« Und ohne auf ihre Bitten und Drohungen zu hören, ging er ruhig wieder an seine Arbeit.

Einige Zeit darnach, als er durch diese Lehre seine Frau gebessert wähnte, warf er ihr wieder das Seil hinab: »Macht,« rief er ihr zu, »bindet euch fest, damit ich euch wieder herausziehe.« Darnach zog er eine schwere Last empor: aber wie groß war sein Erstaunen, als er am Ende des Seiles einen Geist erblickte.

»Wie großen Dank habe ich dir zu sagen!« redete dieser ihn an. »Ich gehöre unter die Zahl der Geister, welche sich nicht in die Luft emporschwingen können; ich hatte diesen Brunnen zu meiner Wohnung erwählt, als ohne Zweifel

ein mir feindlicher Geist das allerboshafteste Weib von der Welt zu mir hinab ließ, welche nicht aufgehört hat, mich rasend zu machen, seitdem sie meine Gesellschafterinn geworden ist. Wie sehr weiß ich es dir Dank, mich befreiet zu haben! ein so wichtiger Dienst soll nicht unbelohnt bleiben. Höre, was ich für dich thun kann. Ich weiß, daß der König von Indien eine reizende Tochter hat, ich gehe hin, von ihr Besitz zu nehmen, und sie wahnwitzig zu machen. Der König, ihr Vater, wird sie vergeblich durch seine Aerzte heilen zu lassen suchen: hier habe ich aber einige Blätter, welche man nur ins Wasser zu tauchen und damit der Prinzessinn das Gesicht zu reiben braucht, um mich zu zwingen, sie augenblicklich zu verlassen. Ich gebe sie dir, du kannst davon Gebrauch machen.«

Ahmet dankte dem Geist, und begab sich auf den Weg nach der Hauptstadt von Indien. Als er das Ziel seiner Reise erreicht hatte, vernahm er, daß die Tollheit der Prinzessinn den ganzen Hof in die größte Bestürzung versetzt hatte, und daß der König, ihr Vater, nachdem er die Kunst der geschicktesten Aerzte vergeblich versucht, ihre Hand demjenigen versprochen hatte, der sie heilen würde.

Ahmed erbot sich mit Zuversicht dazu, er benetzte seine Blätter, rieb damit das Gesicht der Prinzessinn: und die Bezauberung verschwand augenblicklich. Der König von Indien erkannte den von Ahmed geleisteten Dienst, bewilligte ihm seine Tochter, und die Hochzeit wurde mit dem größten Pompe gefeiert.

Als der Geist aber den Leib der Prinzessinn verlassen, hatte er den Leib der Prinzessinn von China, in welche er verliebt war, zur Wohnung eingenommen. Der Kaiser von China, welcher von der wunderbaren Heilung der Prinzessinn von Indien gehört hatte, schickte einen Abgesandten hin, und ließ den Ahmed bitten, zu geruhen, an seinen Hof zu kommen, um seine Tochter der Gesundheit wieder zu geben. Ahmed säumte nicht, dahin zu reisen.

Aber wie groß war seine Verwunderung, als er bei seiner Ankunft erkannte, daß die Prinzessinn von China von demselben Geiste besessen war, welchen er aus dem Brunnen gezogen hatte. »He, wie,« sprach der Geist zu ihm, »du bist es, Ahmed, den ich mit Wohlthaten überhäuft habe, und der mir jetzt eine Prinzessinn entreißen will, die ich liebe? Hüte dich wohl davor: wenn du mich zwingst, von hinnen zu weichen, so gehe ich geradesweges nach Indien und tödte deine Gemahlinn.«

Ahmed war nicht wenig erschrocken über diese Drohung, und er stand schon in Begriff dem Kaiser von China die Unzulänglichkeit seiner Kunst zu erklären, als ihm eine List in den Sinn kam. »Bei Gott! mein guter Geist,« antwortete er ihm, »nicht um die Prinzessinn zu heilen, bin ich her gekommen: im Gegentheil komme ich, euch zu bitten, mir euren Beistand zu leisten. Ihr erinnert euch noch wohl jenes Weibes, mit welcher ihr in dem Brunnen einige verdrießliche Augenblicke zubrachtet; nun wohl, es war meine Frau. Ich weiß nicht, wer sie mag heraus-

gezogen haben, aber kurz, sie ist in Freiheit, und sie tritt ein, wo ich austrete, und verfolgt mich überall: in einem Augenblick wird sie hier seyn, und ich komme, euren Beistand anzuflehen.«

»Meinen Beistand?« erwiederte lebhaft der Geist. »Gott behüte mich, daß ich je wieder mit einem solchen Weibe zusammen komme. Ahmed, mein Freund, ziehe dich daraus so gut du kannst: was mich betrifft, ich weiß nichts dabei zu thun: ich flüchte mich augenblicklich.«

Bei diesen Worten machte sich der Geist fort; die Prinzessinn von China kam wieder zur Gesundheit, und Ahmed, von den Gunstbezeigungen des Königs überhäuft, kehrte in die Staaten seines Schwiegervaters zurück.

»Ihr sehet, Herr,« fuhr der Wesyr fort, »daß die Bosheit der Weiber gar groß ist, weil sie den Teufeln selber furchtbar ist. Wie könnten wohl die Männer sich davor sichern? Seit mehreren Tagen schon sind die Intriguen einer einzigen Frau im Stande, die Wesyre, das Volk und die Großen in Unruhe zu setzen. Seyd auf eurer Hut gegen diese Umtriebe, und verschiebt noch den Tod eures Sohnes.«

Der Kaiser, gerührt von der Rede des Wesyrs, ließ seinen Sohn ins Gefängniß zurückführen, und ritt auf die Jagd.

Am Abend, als Sindbad heimkam, erneute die Königinn Chansade ihr Andringen, daß er seinen Sohn umbringen ließe; und um das Vertrauen zu erschüttern, welches der Kaiser in seine Wesyre setzte, erzählte sie ihm folgende Geschichte:

Der König Papagai.

Ein König von Indien hatte von einem Derwisch eine Zauberformel erlernt, vermöge welcher er in den Leib eines Thieres übergehen konnte; und manchmal hatte er diese Verzauberung versucht.

Eines Tages, als er mit einem seiner Wesyre auf der Jagd war, erlegte er einen Rehbock; und um dem Wesyr seine Zaubermacht zu zeigen, sprach er seine Formel aus, und nahm den Leib dieses Thieres an; und der Minister sah zu seinem großen Erstaunen den Leib des Königs leblos hinsinken, während der Leichnam des Rehbocks sich belebte und anfing zu springen.

Als der König wieder in seine natürliche Gestalt zurückgekehrt war, beschwur der Wesyr seinen Herrn, ihn diese köstliche Formel zu lehren; und der König hatte die Unklugheit, den Bitten seines Ministers nachzugeben.

Einige Zeit darauf, bemerkte der Wesyr einen todten Papagai am Fuße eines der Bäume in der Nähe des Palastes, und sprach zu dem Könige: »Herr, verstattet euch eure Formel auch, in den Leib eines Vogels überzugehen?« — »Si-

cherlich,« antwortete der König; und sogleich belebte er den Leichnam des Papagai's, und setzte sich auf den Baum.

Sobald der Wesyr sah, daß der König seinen Leib verlassen hatte, so las auch er die Zauberformel, und bemächtigte sich desselben, und ließ die Seele eines Sklaven seinen eigenen Leib einnehmen.

Man kann sich den Verdruß und den Schmerz des Königs denken, als er die Treulosigkeit seines Wesyrs sah; er flog hinweg, ganz verwirrt, von ihm so angeführt zu seyn.

Unterdessen bemächtigte sich der Wesyr der Herrschaft des Reichs; er hatte sogar die Frechheit, in das Innere des Harems zu gehen, und auf alle Weise die Stelle seines Herrn einzunehmen.

Der arme Papagai, nachdem er eine Zeitlang umhergeirrt war, entschloß sich endlich, in das Haus eines Gärtners zu fliegen. Er ließ sich fangen, in einen Käfig setzen, und auf den Markt bringen. Da er sehr geläufig sprach, so überbot man sich, um ihn zu besitzen. Er erstaunte alle Welt durch seine treffenden und lebhaften Antworten [10]). Sein Preis wurde so hoch gesteigert, daß allein die Königinn einen so kostbaren Vogel kaufen konnte.

Er wurde also in den Harem gebracht und in die Schlafkammer der Königinn gesetzt. Und hier hatte der arme Papagai das Herzeleid, zur Nacht seinen schandbaren Wesyr kommen und ungescheut das Bette der Königinn theilen zu

sehen, während er auf einer Stange seines Käfigs sitzend, seinen Verdruß hinabwürgen mußte.

Am folgenden Morgen unterhielten sich der Wesyr und die Königinn mit einander; und der Papagai, in einem Winkel versteckt, hörte ihr Gespräch an. »Wißt ihr,« sagte der Wesyr, »daß ich die Macht habe, in den Leib eines jeden Thieres überzugehen, sobald es todt ist?« — »Es würde mich sehr ergeßen eine solche Verwandlung zu sehen,« antwortete die Königinn, »ich bitte euch, versaget mir nicht das Vergnügen.«

Da ließ der Wesyr eine todte Gans bringen, und ging in ihre Leiche über. Sogleich sprach der König Papagai auch seine Zauberformel aus, und nahm seinen Leib wieder ein; dann ergriff er die Gans bei dem Halse und zerschmetterte sie gegen die Wand. »In welcher Wuth seyd ihr, Herr!« rief die Königinn aus, »und warum erzürnt ihr euch so heftig?« —

Man kann sich denken, wie groß ihr Erstaunen und ihre Beschämung war, als ihr Gemahl ihr sein grausames Mißgeschick erzählte.

Ihr sehet Herr,« fuhr Chansade fort, »welches Vertrauen man auf einen Wesyr haben kann.« Und sie suchte ihrem Gemahl die Nothwendigkeit zu beweisen, seinen Sohn tödten zu lassen. Der König versprach ihr auch diese Genugthuung.

»Aber der Tag bricht an,« sagte Scheherafade, »wenn Euer Majestät es erlaubt, so wollen wir morgen fortfahren.«

Neunzehnte Nacht.

»Herr,« sagte Scheherasade, »der Griechische König, welcher seinem Wesyr die Geschichte des Königs Sindbad erzählte, fuhr folgendermaßen fort:

»Als der Kaiser am Abend in den Palast zurück kam, hielt die Sultaninn ihm eine Schale voll Gift vor, und sprach zu ihm: »Herr, wenn ihr mir nicht Gerechtigkeit verschafft, so erkläre ich euch, daß ich dieses Gift hier trinken will, und ihr werdet dieses Verbrechen vor Gott zu verantworten haben. Eure Wesyre, ich weiß es, suchen euch einzuschüchtern, indem sie euch von der Arglist meines Geschlechts erzählen: aber das eurige ist nicht minder gefährlich; ich berufe mich, zum Beweise davon, nur auf die Geschichte des Malers von Ispahan.«

Auf Verlangen des Kaisers erzählte Chansade diese Geschichte folgendermaßen:

Geschichte Mahmud's [11]).

Ein Maler sah eines Tages bei einem seiner Freunde das Bildniß einer Frau, in welche er sich leidenschaftlich verliebte; er hatte keine Ruhe, als bis er vernahm, wo diejenige sich befände, welche als Urbild desselben gedient hatte. Man sagte ihm, es wäre das Bildniß einer berühmten Sängerinn des Groß-Wesyrs am Hofe von Persien.

Sogleich machte Mahmud sich auf den Weg nach Ispahan. Nachdem er Tag und Nacht gereiset war, kam er in dieser Stadt an, und nahm seine Wohnung bei einem Apotheker. Er säumte nicht, von seinem Wirthe Erkundigungen einzuziehen, und vernahm von ihm, daß das Reich in großer Unruhe wäre, wegen der Verfolgungen, welche der Sultan gegen die Zauberer anstellte. Zu gleicher Zeit entdeckte Mahmud, daß der Gegenstand seiner Liebe eine der Sklavinnen des Wesyrs war: und hierauf berechnete er seinen Anschlag.

Nachdem er sich mit allen, einem Räuber nöthigen Werkzeugen versehen hatte, begab er sich in einer Nacht zu dem Palaste des Wesyrs, in welchen er vermittelst eines Seiles leicht Eingang fand. Ueber das flache Dach gelangte er

mitten auf einen Hof, von wo er ein hell erleuchtetes Gemach erblickte.

Er wandte sich nach dieser Seite, und trat in das Zimmer: hier sah er ein Frauenbild, schön wie die Sonne am heitern Sommertage im Schlafe liegen, auf einem elfenbeinernen mit Gold ausgelegten Ruhebette, umgeben von Lampen, welche nach allen Seiten das glänzendste Licht verbreiteten. Indem er sich ihr näherte, erkannte er sogleich, daß es die Schöne war, die er suchte.

Darauf zog er einen Dolch aus seinem Gürtel und machte ihr an der Hand eine leichte Wunde, so daß sie erwachte. Die Schöne wurde von Furcht ergriffen, als sie ihn mit dem Dolch in der Hand erblickte. Sie hielt ihn für einen Räuber, bat ihn, ihr das Leben zu lassen, und bot ihm einen prächtigen Schleier, der mit Perlen und köstlichen Steinen besäet war.

Mahmud nahm den Schleier, und verließ den Palast des Wesyrs.

Am folgenden Morgen verkleidete er sich wie ein Sofi [12]), nahm den gestickten Schleier unter seinen Rock, und trat vor den Kaiser von Persien.

»Herr,« sprach er zu ihm, »ich bin ein Geistlicher aus Chorasan [13]); der Ruhm von euern hohen Tugenden ist bis zu mir gedrungen, und um unter einem so gerechten Fürsten zu leben, habe ich mich auf den Weg nach euer Hauptstadt gemacht. Angelangt an den Thoren derselben, fand ich sie verschlossen, und sah mich genöthigt, die Nacht vor der Stadt zuzubringen. Ich legte mich nieder, aber bald erblickte ich vier Weiber:

die eine ritt auf einer Hyäne, die zweite auf einem Widder, die dritte auf einer schwarzen Hündinn, und die vierte auf einem Leopard.

Ich erkannte bald, daß es Zauberinnen waren; die eine nahte sich mir, und begann mich mit Füßen zu treten und mit einer Geißel zu peitschen, welche in ihren Händen mir wie Feuer erschien. Ich sprach sogleich mehrmals den Namen Gottes aus, und mit einem Messer verwundete ich sie an der Hand, worauf sie mich losließ: aber im Entfliehen ließ sie in meinen Händen diesen mit Edelsteinen besäeten Schleier, welcher keinen Werth für mich hat, weil ich mich von der Welt zurückgezogen habe.«

Nach dieser Rede übergab Mahmud den Schleier den Händen des Sultans, und ging hinweg.

Der Kaiser erkannte den Schleier: er hatte vor kurzem seinem Groß-Wesyr ein Geschenk damit gemacht. Er befragte diesen deshalb, und vernahm bald, daß er ihn seiner Lieblings-Sklavinn gegeben hatte.

Diese wurde nach dem Palast geholt. Und als man ihre Hand untersuchte, erkannte man die Wunde, von welcher Mahmud gesprochen hatte, und man zweifelte nicht mehr, daß er die Wahrheit gesagt hätte. Hierauf wurde sie als Zauberinn verurtheilt, in einer Grube zu verschmachten, deren steile Wände jede Flucht verhinderten.

Als Mahmud den glücklichen Erfolg seiner List vernommen hatte, eilte er nach der Grube, in welche man die schöne Sklavinn hinabgelassen hatte; und durch Ueberredung der Wächter, denen

er sein Abenteuer erzählte, gelang es ihm, sie zu befreien.

Zufolge dem Versprechen, welches er den Wächtern gethan hatte, entfloh er in sein Land, reiste Tag und Nacht, und gelangte so in den Besitz des Gegenstandes seiner Wünsche.

Da habt ihr, »Herr,« fügte die Königinn [14]) hinzu, »eine von den zahlreichen Listen der Männer . . . .«

Der Kaiser, aufgeregt dadurch, gab sogleich den Befehl zur Hinrichtung seines Sohnes.

Auf solche Weise bemächtigten sich vierzig Tage hindurch, die Königinn und die Wesyre wechselsweise des Gemüthes des Kaisers.

Am ein und vierzigsten Tage, mit Sonnenaufgange, bestieg der Kaiser seinen Thron, gab dem Scharfrichter seine Befehle, und ließ seinen Sohn vorführen. Er ließ desgleichen die vierzig Wesyre festnehmen, und sie gebunden, je zehn und zehn, vor sich führen.

Der Scharfrichter verband dem Prinzen Nurgehan die Augen, zog sein Schwert, und fragte den Kaiser zweimal, ob er zuhauen sollte. Nachdem es ihm verstattet worden, sagte er: »Herr, ich fordere diesen Befehl noch zum drittenmale von euch; bedenket wohl, daß eine zu späte Reue nicht wieder gut machen kann, was ihr jetzo befehlet.«

Der Kaiser war im Begriff, seinen Befehl zu wiederholen, da erschien Abumaschar, der Lehrer Nurgehan's. Sogleich ergriff ihn die Wache,

und führte ihn vor den Thron, mit solcher Eilfertigkeit, daß seine Füße nicht die Erde berührten.

»Elender,« sprach Sindbad zu ihm, »dein Kopf soll deine Frevelthaten bezahlen. Sind es nicht deine treulosen Rathschläge, welche meinem Sohne dieses Stillschweigen auflegten?«

»Ja, Herr,« antwortete Abumaschar, »euer Sohn mußte vierzig Tage lang dieses Stillschweigen beobachten, um die Unfälle zu vermeiden, welche die Gestirne ihm verkündigten: aber die verhängnißvolle Frist ist abgelaufen, und er kann jetzo wieder reden.«

Sogleich nahm man dem Prinzen die Binde von den Augen, und er erzählte unbefangen alles, was zwischen ihm und seiner Stiefmutter vorgegangen war. Er berief sich auf das Zeugniß der Frauen der Königinn, welche bekannten, daß sie hinter einer dünnen Wand alles gehört hätten.

Auf diese Berichte bereute Sindbad herzlich [15]), was er bisher gethan hatte, und alle Herren des Hofes stimmten der Rede ihes Fürsten bei. Der Kaiser ließ seinen Sohn an seine Seite sitzen, küßte ihm die Augen und erlaubte den vierzig Wesyren, seine Hände und seine Knie zu küssen. Sie legten die Trauerkleider ab, welche sie während der vierzig Tage getragen hatten, und zogen prächtige Kleider an, welche der Kaiser unter ihnen vertheilen ließ.

Die Königinn aber wurde ohne Gnade hingerichtet.«

Als der Griechische König,« sagte der Fischer zu dem Geiste, »die Geschichte des Königs Sind-

bad beendigt hatte, fügte er hinzu: »Und du, Wesyr, voll Neid, gegen den Arzt Duban, welcher dir kein Leid gethan hat, willst, daß ich ihn tödten lasse; aber ich werde mich wohl davor hüten, aus Furcht, ungerecht zu seyn, wie es dieser König gegen seinen Sohn war.

Dem verrätherischen Wesyr war der Tod des Arztes Duban zu wichtig, um hiebei stehen zu bleiben. »Herr,« erwiederte er, »wie kann die Furcht, einen Unschuldigen zu bestrafen, euch hindern, den Arzt hinrichten zu lassen. Ist es nicht hinreichend, daß man ihn eines Anschlages auf euer Leben anklagt, um euch zu berechtigen, ihm das seine zu nehmen? Wenn es darauf ankommt, das Leben eines Königs zu sichern, so muß schon ein bloßer Verdacht für Gewißheit gelten; und es ist besser, einen Unschuldigen aufzuopfern, als einen Schuldigen unbestraft zu lassen.... Aber, Herr, dies hier ist keinesweges eine noch ungewisse Sache: der Arzt Duban will euch ermorden. Es ist nicht der Neid, welcher mich gegen ihn gewaffnet, es ist allein die Theilnahme für die Erhaltung Euer Majestät, es ist mein Eifer, welcher mich antreibt, euch eine Anzeige von so großer Wichtigkeit zu machen. Ist sie falsch, so verdiene ich auf dieselbe Weise bestraft zu werden, wie einsmals ein Wesyr bestraft wurde. —

»Was hatte dieser Wesyr gethan,« fragte der Griechische König, »wodurch er eine solche Strafe verdiente?«

»Ich will es Euer Majestät erzählen,« antwortete der Wesyr; »möge sie die Güte haben, mich anzuhören.

Geschichte des bestraften Wesyrs.

Es war einmal ein König, der hatte einen Sohn, der leidenschaftlich die Jagd liebte. Er erlaubte ihm oft dieses Vergnügen; aber er hatte seinem Groß-Wesyr den Befehl ertheilt, ihn stets zu begleiten, und ihn nie aus den Augen zu verlieren.

Eines Tages hatten auf einer solchen Jagd die Jäger einen Hirsch angeschossen, und der Prinz, im Wahne, daß der Wesyr ihm folgte, sprengte dem Thiere nach. Er ritt so lange, und seine Hitze führte ihn so weit weg, daß er sich endlich allein sah. Er hielt an, und als er bemerkte, daß er den Weg verloren hatte, wollte er auf seiner Spur zurückkehren, um wieder zu dem Wesyr zu kommen, der nicht schnell genug war, ihm so nahe zu folgen; aber er verirrte sich.

Indem er so, ohne eine bestimmte Richtung zu halten, hin und herlief, traf er neben einem Wege eine ziemlich wohlgebildete Frau, die bitterlich weinte. Er hielt den Zügel seines Pferdes an, und fragte diese Frau, wer sie wäre, was sie so allein an diesem Orte thäte, und ob sie seiner Hülfe bedürfte.

»Ich bin,« antwortete sie, »die Tochter eines Königs von Indien. Indem ich auf dem Felde spazieren ritt, bin ich eingeschlafen, und vom Pferde gefallen. Mein Pferd ist entlaufen, und ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist.« Der junge Prinz hatte Mitleid mit ihr, und bot ihr an, sich hinter ihm auf sein Pferd zu setzen; was sie auch annahm.

Als sie zu einer Hütte kamen, und die Prinzessinn zu erkennen gab, daß sie eines gewissen Bedürfnisses wegen gern absteigen möchte, hielt der Prinz an, und ließ sie hinunter. Er stieg auch ab, und näherte sich der Hütte, sein Pferd am Zügel haltend. Denket euch seine Ueberraschung, als er die Frau drinnen folgende Worte aussprechen hörte: »Freuet euch, meine Kinder, ich bringe euch einen wohlgebildeten und recht fetten Knaben.« Und andere Stimmen antworteten ihr alsbald: »Mama, wo ist er? damit wir ihn sogleich essen; denn wir haben großen Hunger.«

Der Prinz brauchte nicht mehr zu hören, um die Gefahr zu erkennen, in welcher er schwebte. Er sah wohl, daß die Frau, welche sich für die Tochter eines Königs von Indien ausgegeben hatte, eine Ogerinn war, d. h. das Weib eines dieser wilden Geister, welche Oger genannt werden, und sich tausend Listen bedienen, um die Vorübergehenden zu fangen und zu fressen.

Er ward von Furcht ergriffen, und warf sich schleunigst auf sein Pferd. Die vorgebliche Prinzessinn trat in diesem Augenblicke wieder heraus, und als sie sah, daß ihr der Fang fehlgeschla-

gen war, rief sie dem Prinzen zu: »Fürchtet nichts: wer seyd ihr? und was suchet ihr?« — »Ich habe mich verirret,« antwortete er, »und ich suche meinen Weg.« — »Wenn ihr euch verirrt habt,« sagte sie, »so befehlet euch Gott, er wird euch aus der Verlegenheit ziehen, in welcher ihr euch befindet.«

Hierauf hob der Prinz die Augen gen Himmel . . . .«

»Aber, Herr,« sagte Scheherasade bei dieser Stelle, »der anbrechende Tag legt mir Stillschweigen auf . . . .«

Schachriar, neugierig, die Entwickelung dieser Geschichte zu hören, verlängerte abermals das Leben der Scheherasade.

Zwanzigste Nacht.

Dinarsade hatte so große Lust, das Ende von der Geschichte des jungen Prinzen zu hören, daß sie in dieser Nacht früher als gewöhnlich erwachte. »Meine Schwester,« sprach sie, »ich bitte dich, vollende die gestrige Geschichte. Ich nehme so großen Theil an dem Schicksale des jungen Prinzen, und ich sterbe vor Furcht, daß er von der Ogerinn mit ihren Kindern gefressen werde.«

Nachdem Schachriar dasselbe Verlangen bezeigt hatte, sagte die Sultaninn: »Wohlan, Herr, ich will euch von dieser Furcht befreien.

Als die falsche Prinzessinn von Indien dem jungen Prinzen gerathen hatte, sich Gott zu empfehlen, dachte er wohl, daß sie es nicht aufrichtig mit ihm meinte, sondern daß sie ihn schon

als ihre gewisse Beute ansah, und er hob die Hände gen Himmel, und sprach: »Herr, der du allmächtig bist, wirf dein Auge auf mich, und befreie mich von dieser bösen Feindinn.«

Auf dieses Gebet trat das Weib des Ogers in die Hütte zurück, und er entfernte sich schleunig von ihr. Glücklicherweise fand er seinen Weg wieder, und kam gesund und wohlbehalten bei dem Könige, seinem Vater, an, welchem er Stück für Stück die Gefahr erzählte, in welche er durch die Nachlässigkeit des Wesyrs gerathen war. Der König, erzürnt über seinen Minister, ließ ihn auf der Stelle erdrosseln.

Herr,« fuhr der Wesyr des Griechischen Königs fort,« um auf den Arzt Duban zurückzukommen, das Vertrauen, das ihr auf ihn habt, wird euch verderblich seyn; ich weiß von guter Hand, daß eure Feinde einen Kundschafter ausgeschickt haben, um Euer Majestät nach dem Leben zu trachten. Er hat euch geheilt, sagt ihr: aber wer kann euch das verbürgen? Er hat euch vielleicht nur scheinbar geheilt und nicht gründlich. Wer weiß, ob dieses Mittel mit der Zeit nicht eine schändliche Wirkung thut?

Der Griechische König, welcher wenig Mutterwitz hatte, war nicht scharfsinnig genug, um die boshafte Absicht seines Wesyrs zu erkennen, noch war er standhaft genug, um in seiner ersten Gesinnung zu beharren. Diese Rede machte ihn wankend: »Wesyr,« sagte er, »du hast Recht: er kann ausdrücklich deshalb hergekommen seyn,

mir das Leben zu nehmen, was er sehr wohl durch den bloßen Geruch eines seiner Säfte bewirken könnte. Wir müssen überlegen, was unter diesen Umständen zu thun ist.«

Als der Wesyr den König in der Stimmung sah, in welcher er ihn haben wollte, sagte er zu ihm: »das sicherste und das schleunigste Mittel, euch von dieser Furcht zu befreien, und euer Leben in Sicherheit zu setzen, ist, auf der Stelle den Arzt Duban holen zu lassen, und ihm, sobald er kommt, das Haupt abschlagen zu lassen.«

Der König rief sogleich einen seiner Beamten, und befahl ihm, nach dem Arzte zu gehen, welcher auch, ohne zu wissen, was der König wollte, eilig in den Palast kam.

»Weißt du wohl,« sprach der König, als er ihn sah, »weshalb ich dich hieher gefordert habe?« — »Nein, Herr,« antwortete er, »und ich erwarte, daß Euer Majestät geruhe, mich davon zu unterrichten.« — »Ich habe dich kommen lassen,« fuhr der König fort, »um mich von dir zu befreien, indem ich dir das Leben nehme.«

Es ist nicht möglich, das Erstaunen des Arztes auszudrücken, als er sein Todesurtheil aussprechen hörte. »Herr,« sagte er, »welche Ursache kann Euer Majestät haben, mich tödten zu lassen?« — »Ich weiß von guter Hand,« erwiederte der König, »du bist ein Kundschafter, und nur deswegen an meinen Hof gekommen, um mir nach dem Leben zu trachten: aber um dir zuvorzukommen, will ich dir das deine rauben. — Hau' zu,« sprach er zum gegenwärtigen Scharfrichter, »und befreie mich von einem Verräther,

der sich bloß hier eingeschlichen hat, um mich zu ermorden.«

Aus diesem grausamen Befehl erkannte der Arzt wohl, daß die Ehren und Wohlthaten, welche er vom König empfangen hatte, ihm Feinde erweckt hatten, und daß der schwache König sich von ihren Vorspiegelungen hatte einnehmen lassen. Es gereuete ihn, daß er ihn vom Aussatze geheilt hatte; aber diese Reue kam jetzo zu spät.

»Auf solche Weise also,« sprach er zu ihm, »belohnt ihr mich für die Wohlthat, welche ich euch erzeigt habe?«

Der König hörte nicht auf ihn, und befahl dem Scharfrichter zum zweitenmal, den Todesstreich zu thun.

Der Arzt legte sich nun aufs Bitten: »Ach, Herr,« rief er aus, »laßt mich noch länger leben, damit Gott das eure verlängere; laßt mich nicht tödten, aus Furcht, daß Gott euch nicht dasselbe widerfahren lasse!«

Der Griechische König erwiederte ihm hartherzig: »Nein, nein, es ist durchaus nothwendig, daß ich dich umbringen lasse. Du könntest mir noch geschickter das Leben nehmen, als du mich geheilt hast.«

Der Arzt zerfloß in Thränen, beklagte sich bitterlich, und bereitete sich, den Todesstreich zu empfangen, indem er zum Könige sprach: »das also ist mein Lohn für den Dienst, welchen ich dir erzeigt habe, und du willst mir deine Erkenntlichkeit auf dieselbe Art beweisen, wie einst der Krokodil that [16].«

»Erzähle mir,« unterbrach ihn der König, »die

Geschichte dieses Krokodils.« — »In diesem Augenblicke erwiederte der Arzt, »kann ich sie dir nicht erzählen: aber laß mir das Leben, und Gott wird es dir vergelten, und das deine verlängern.«

»Nein,« rief der König aus, »du mußt sterben.«

Der Scharfrichter verband ihm die Augen, fesselte ihm die Hände, und zog sein Schwert.

Da wurden die gegenwärtigen Hofleute von Mitleid bewegt, und flehten dem König um Gnade für ihn; sie versicherten, daß er unschuldig wäre, und verbürgten sich für seine Unschuld.

Der König aber war unerbittlich, und sprach auf solche Weise zu ihnen, daß sie nichts zu erwiedern wagten.

Der Arzt, auf den Knien, mit verbundenen Augen, und bereit, den Streich zu empfangen, der seinem Leben ein Ende machen sollte, wandte sich noch einmal an den König, und sprach zu ihm: »Herr, weil Euer Majestät mein Todesurtheil nicht widerrufen will, so flehe ich sie an, mir wenigstens die Erlaubniß zu geben, nach Hause zu gehen, um mein Begräbniß anzuordnen, den Meinigen das letzte Lebewohl zu sagen, Almosen auszutheilen, und meine Bücher an Personen zu vermachen, welche fähig sind, davon Gebrauch zu machen. Ich habe unter andern ein Buch, womit ich Euer Majestät ein Geschenk machen will: es ist ein kostbares Werk, und wohl würdig, in eurem Schatze sorgfältig bewahrt zu werden.«

»Und wodurch ist dieses Werk so kostbar, wie du sagst?« fragte der König.

»Herr,« erwiederte der Arzt, »weil es unzählige wunderbare Dinge enthält; und um euch einen Begriff davon zu geben, so sage ich euch: wenn mein Kopf abgehauen ist, und Euer Majestät sich die Mühe geben, und das Buch bis zum sechsten Blatte öffnen, und die dritte Linie auf der linken Seite lesen will, so wird mein Kopf auf alle Fragen antworten, welche ihr ihm thut.«

Der König, neugierig, eine so wunderbare Sache zu sehen, verschob seinen Tod bis morgen, und entließ ihn, unter strenger Bewachung, nach Hause.

Der Arzt ordnete während dieser Frist seine Angelegenheiten; und da das Gerücht sich verbreitet hatte, daß nach seiner Hinrichtung ein unerhörtes Wunder vorgehen sollte, so begaben sich am folgenden Tage die Wesyre, die Emire [17]), die Offiziere der Leibwache, kurz, der ganze Hof, in den Thronsaal, um Zeugen davon zu seyn.

Bald erschien der Arzt Duban, welcher sich mit einem großen Buche in der Hand dem Fuße des königlichen Thrones nahte. Hier ließ er sich ein Becken herbringen, über welches er die Decke ausbreitete, womit das Buch verhüllt war; und indem er dem Könige das Buch darbot, sprach er zu ihm:

»Herr, nehmet, wenn es euch gefällt, dieses Buch; und sobald mein Haupt abgehauen ist, so befehlet, daß man es in dieses Becken auf die

Hülle des Buches setze; wenn es dort steht, wird das Blut aufhören zu fließen: dann öffnet das Buch, und mein Kopf wird auf alle eure Fragen antworten. — Aber, Herr,« fügte er hinzu, »erlaubet mir nochmals, die Gnade Euer Majestät anzuflehen; im Namen Gottes, lasset euch erweichen; ich betheure euch, daß ich unschuldig bin.«

»Deine Bitten,« antwortete der König, »sind unnütz; und wenn es bloß wäre, um deinen Kopf reden zu hören, so will ich deinen Tod.«

Indem er dieses sagte, nahm er das Buch von den Händen des Arztes, und befahl dem Scharfrichter seine Schuldigkeit zu thun.

Der Kopf wurde so geschickt abgehauen, daß er in das Becken fiel: und kaum war er auf die Decke gesetzt, so stand das Blut still. Darauf öffnete er, zum großen Erstaunen des Königs und aller Zuschauer, die Augen und sprach folgende Worte:

»Herr, möge Euer Majestät jetzo das Buch öffnen.«

Der König öffnete es, und da er fand, daß das erste Blatt wie festgeleimt an dem zweiten klebte, so brachte er, um es leichter umzuwenden, seinen Finger an den Mund, und benetzte ihn mit Speichel. Er wiederholte dasselbe bis zum sechsten Blatte; und als er auf der bezeichneten Seite keine Schrift sah, sprach er zu dem Kopfe: »Arzt, hier steht nichts geschrieben.« — »Wendet noch einige Blätter um,» antwortete der Kopf.

Der König fuhr fort zu blättern, indem er

immer den Finger mit dem Munde netzte, bis das Gift, womit jedes Blatt getränkt war, seine Wirkung that: da fühlte der König sich plötzlich von einem außerordentlichen Schauder ergriffen; es schwindelte ihm vor den Augen, und er stürzte unter heftigen Zuckungen vom Throne ....«

Bei diesen Worten erblickte Scheherasade den Tag, und hörte auf zu reden.

»Ach, meine Schwester,« sagte darauf Dinarsade, »wie verdrießt es mich, daß ihr nicht mehr Zeit habt, diese Geschichte zu vollenden!«

Aber Schachriar, weit entfernt, diesen Tag die Hinrichtung der schönen Scheherasade zu befehlen, erwartete mit Ungeduld die folgende Nacht; so großes Verlangen hatte er, das Ende der Geschichte des Griechischen Königs zu hören, so wie den Verfolg der Geschichte des Fischers mit dem Geiste.

Ein und zwanzigste Nacht.

Wie neugierig Dinarsade auch war, das Ende der Geschichte des Griechischen Königs zu hören, so wachte sie diese Nacht jedoch nicht so zeitig auf, als gewöhnlich: es war selbst beinahe schon Tag, als sie zu der Sultaninn sagte: »Meine liebe Schwester, ich bitte dich, die wunderbare Geschichte des Griechischen Königs fortzusetzen; aber spute dich ja, denn der Tag wird bald anbrechen.«

Scheherasade nahm ihre Erzählung an der Stelle wieder auf, wo sie dieselbe den vorhergehenden Tag gelassen hatte.

»Herr,« begann sie, »der Fischer fuhr also fort:

»Als der Arzt Duban, oder richtiger zu sagen, sein Kopf, sah, daß das Gift seine Wirkung that, und daß der König nur noch einige Augenblicke zu leben hatte, rief er ihm zu:

»Ha, Tyrann, nun siehst du, wie es den Fürsten ergeht, welche, ihre Gewalt mißbrauchend, Unschuldige umbringen lassen. Gott straft früher oder später ihre Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten.«

Kaum hatte der Kopf diese Worte vollendet, als der König todt niederfiel; und zu gleicher Zeit verlor der Kopf selber noch das wenige Leben, das ihm geblieben war.

»Herr,« fuhr Scheherasade fort, »das war das Ende des Griechischen Königs und des Arztes Duban. Ich muß jetzt auf die Geschichte des Fischers mit dem Geiste zurückkommen: aber es ist schon Tag....«

Der Sultan konnte nicht länger zuhören, und stand auf. Und da er durchaus den Verfolg der Geschichte des Fischers mit dem Geiste hören wollte, so deutete er der Sultaninn an, sie ihm in der folgenden Nacht zu erzählen.

Zwei und zwanzigste Nacht.

Dinarsade hielt sich die Nacht schadlos für die vorhergehende; sie erwachte lange vor Tagesanbruch, und bat Scheherasade'n, den Verfolg der Geschichte des Fischers mit dem Geiste zu erzäh-

len, welche der Sultan eben so sehr als Dinarsade zu hören wünschte.

»Ich will,« antwortete die Sultaninn, »seine und deine Neugier befriedigen.«

Hier wandte sie sich zu Schachriar, und fuhr fort:

»Herr, sobald der Fischer die Geschichte des Griechischen Königs und des Arztes Duban vollendet hatte, machte er dem Geiste die Anwendung davon, welchen er noch immer in dem Gefäße versperret hielt:

»Hätte der Griechische König,« sagte er zu ihm, »den Arzt Duban leben lassen, so würde Gott ihn selber am Leben gelassen haben; aber er stieß die demüthigsten Bitten zurück, und Gott strafte ihn dafür. Ebenso verhält es sich mit dir, o Geist: hätte ich dich erweichen und die Gnade von dir erlangen können, um welche ich dich bat, so würde ich jetzo Mitleid haben mit dem Zustande, in welchem du dich befindest; weil du aber, trotz deiner so großen Verpflichtung gegen mich, dich befreiet zu haben, auf deinem Willen bestandest, mich zu tödten, so muß ich meinerseits auch unerbittlich seyn. Ich will dich in diesem Gefäße lassen und ins Meer zurückwerfen, und dir so den Gebrauch des Lebens benehmen, bis zum Ende der Tage: das ist die Rache, welche ich an dir nehmen will.«

»Fischer, mein Freund,« antwortete der Geist, »ich beschwöre dich noch einmal, nicht eine so grausame Handlung zu begehen. Bedenke, daß es nicht wohlgethan ist, sich zu rächen, daß es im Gegentheil löblich ist, Böses mit Gutem

zu vergelten. Behandle mich nicht, wie Imma einst Ateka [18]) behandelte.« —

»Und was that Imma an Ateka?« fragte der Fischer.

»Oh, wenn du es zu wissen wünschest,« antwortete der Geist, »so öffne mir dieses Gefäß; meinst du, daß ich aufgelegt sey, in einem so engen Raume Mährchen zu erzählen? Ich will dir ihrer so viel erzählen, als du willst, wenn du mich hieraus befreiet hast.« — »Nein, sagte der Fischer, »ich werde dich nicht freilassen: es ist schon des Redens zu viel; ich werde dich in den Grund des Meeres schleudern.« — »Noch ein Wort, Fischer,« rief der Geist aus; »ich verspreche dir, dir kein Böses zu thun: im Gegentheil, ich will dich ein Mittel lehren, mächtig reich zu werden.«

Die Hoffnung, sich aus der Armuth zu ziehen, entwaffnete den Fischer. »Ich könnte dich wohl anhören;« sagte er, »wenn irgend auf dein Wort zu bauen wäre. Schwöre mir bei dem hohen Namen Gottes, daß du aufrichtig thun willst, was du verheißest, und ich will dein Gefäß öffnen; ich halte dich nicht für so gottlos, einen solchen Eid zu brechen.«

Der Geist schwur, und der Fischer öffnete nun den Deckel des Gefäßes. Sogleich stieg der Rauch wieder daraus empor; und nachdem der Geist seine Gestalt auf dieselbe Weise wie zuvor, wieder angenommen hatte, war das erste, was er that, daß er das Gefäß mit einem Fußtritte in das Meer schleuderte.

Diese Handlung erschreckte den Fischer:

»Geist, sagte er, »was soll das bedeuten? Willst du den Eid brechen, den du mir so eben geschworen hast? Und soll ich zu dir sagen, was der Arzt Duban zu dem Griechischen Könige sagte: »Laß mich leben, und Gott wird deine Tage verlängern?«

Die Furcht des Fischers machte den Geist zu lachen, welcher ihm antwortete: »Nein, Fischer, sey ruhig; ich habe das Gefäß ins Meer geworfen, nur um mich zu ergetzen, und zu sehen, ob du dadurch beunruhigt seyn würdest; und um dich zu überzeugen, daß ich dir mein Wort halten will, so nimm dein Netz, und folge mir.«

Indem er diese Worte sprach, setzte er sich in Bewegung und ging vor dem Fischer her, welcher, mit seinem Netze beladen, ihm noch mit einem gewissen Mißtrauen folgte. Sie gingen an der Stadt vorbei, stiegen hoch auf einen Berg, und über denselben hinab in eine weite Ebene, auf welcher sie zu einem Teiche gelangten, der von vier Hügeln umgeben war.

Als sie am Ufer des Teiches standen, sagte der Geist zu dem Fischer: »Wirf dein Netz aus, und fange Fische.« Der Fischer zweifelte nicht, daß er welche fangen würde, denn er sah deren eine große Menge in dem Teiche: er war aber äußerst verwundert, als er bemerkte, daß sie von vier verschiedenen Farben waren, nämlich, weiße, rothe, blaue und gelbe. Er warf sein Netz aus, und fing vier Fische, von jeder dieser Farben einen. Da er zuvor nie dergleichen gesehen hatte, so konnte er nicht müde werden, sie zu bewundern; und da er eine ansehnliche Summe dar-

aus zu lösen gedachte, so hatte er große Freude darüber.

»Trage diese Fische hin,« sagte der Geist zu ihm, »und bringe sie deinem Sultan; er wird dir mehr Geld dafür geben, als du in deinem ganzen Leben in Händen gehabt hast. Du kannst alle Tage in diesem Teiche zu fischen kommen; aber ich warne dich, dein Netz öfter als einmal auszuwerfen, sonst würde dir ein Unglück begegnen; nimm dich also in Acht. Dies ist die Weisung, welche ich dir gebe: wenn du sie genau befolgst, so wirst du dich wohl dabei befinden.«

Indem er dieses sprach, stampfte er mit dem Fuß auf die Erde, welche sich aufthat, und sich wieder zuschloß, nachdem sie ihn verschlungen hatte.

Der Fischer, gesonnen Stück für Stück die Weisung des Geistes zu befolgen, hütete sich wohl, sein Netz zum zweitenmale auszuwerfen. Er begab sich auf den Weg nach der Stadt zurück, sehr zufrieden mit seinem Fischzuge, und stellte tausend Betrachtungen über sein Abenteuer an. Er ging gerade nach dem Palaste des Sultans . . . .

Aber, Herr,« sagte Scheherasade, »ich erblicke den Tag; ich muß bei dieser Stelle innehalten.«

»Liebe Schwester,« sagte darauf Dinarsade, »wie erstaunlich sind die letzten Abenteuer, welche du eben erzählt hast!« — »Wenn der Sultan, mein Herr, mich noch bis morgen leben läßt,« antwortete Scheherasade, »so bin ich überzeugt, daß du den Verfolg der Geschichte des Fischers

noch viel wunderbarer finden wirst, als den Anfang, und ohne Vergleich viel anmuthiger.«

Schachriar, neugierig zu hören, ob das Uebrige der Geschichte des Fischers wirklich so wäre, wie die Sultaninn es verhieß, schob nochmals die Ausübung des grausamen Gesetzes auf, welches er sich auferlegt hatte.

Drei und zwanzigste Nacht.

Gegen das Ende der drei und zwanzigsten Nacht weckte Dinarsade die Sultaninn, und sagte zu ihr: »Meine Schwester, ich bin äußerst ungeduldig, die Fortsetzung der Geschichte des Fischers zu hören.«

Scheherasade nahm sie, mit Erlaubniß des Sultans, folgendermaßen wieder auf:

»Herr, ich überlasse es Euer Majestät, zu ermessen, wie groß das Erstaunen des Sultans war, als er die vier Fische sah, welche der Fischer ihm überreichte. Er nahm sie, einen nach dem andern, um sie mit Aufmerksamkeit zu betrachten; und nachdem er sie lange bewundert hatte, sagte er zu seinem ersten Wesyr: »Nimm diese Fische, und trage sie zu der geschickten Köchinn, welche der Griechische Kaiser mir geschickt hat: ich bilde mir ein, daß sie nicht minder schmackhaft, als schön seyn werden.«

Der Wesyr trug sie selber zu der Köchinn, und indem er sie ihren Händen übergab, sagte er zu ihr: »Da sind vier Fische, welche man so eben dem Sultan gebracht hat; er befiehlt dir, sie ihm zuzurichten.«

Nachdem er sich dieses Auftrages entledigt hatte, kehrte er zu dem Könige, seinem Herrn, zurück, welcher ihm befahl, dem Fischer vierhundert Goldstücke zu geben: was er auch getreulich erfüllte.

Der Fischer, welcher niemals eine so große Summe auf einmal besessen hatte, konnte kaum sein Glück fassen, und es kam ihm vor wie ein Traum. Aber er erkannte in der Folge wohl, daß es wirklich war, durch den guten Gebrauch, welchen er davon machte, indem er es auf die Bedürfnisse seiner Familie verwandte.

»Aber, Herr,« fuhr Scheherasade fort, »nachdem ich euch von dem Fischer erzählt habe, muß ich nun auch von der Köchinn des Sultans erzählen, welche wir in einer großen Verlegenheit finden werden.

Sobald sie die Fische gereinigt hatte, welche der Wesyr ihr übergeben, setzte sie sie in einem Tiegel mit Oel aufs Feuer, um sie zu braten. Als sie dieselben auf der einen Seite genugsam gebraten glaubte, kehrte sie sie um. Aber, o unerhörtes Wunder! kaum waren sie umgedreht, als die Wand der Küche sich aufthat: daraus trat ein Fräulein hervor, von bewundernswürdiger Schönheit, und herrlichem Wuchse; sie trug ein Kleid von Aegyptischem geblümten Atlas, Ohrgehänge und ein Halsband von großen Perlen, goldene mit Rubinen geschmückte Armbänder, und hielt eine Ruthe von Myrten in der Hand.

Sie nahte sich dem Tiegel, zum großen Erstaunen der Köchinn, welche bei diesem Anblick

unbeweglich dastand, und indem sie einen der Fische mit der Ruthe berührte, sagte sie zu ihm: »Fisch, thust du deine Pflicht?« Als der Fisch nicht antwortete, wiederholte sie dieselben Worte, und nun erhoben die vier Fische zugleich ihre Köpfe, und antworteten sehr deutlich: »Ja, ja: wenn ihr rechnet, so rechnen wir auch; wenn ihr eure Schulden bezahlt, so bezahlen wir auch die unsrigen; wenn ihr fliehet, so siegen wir und sind wir zufrieden.«

Sobald sie diese Worte ausgesprochen hatten, stieß das Fräulein den Tiegel um, und trat in die geöffnete Wand zurück, welche sich sogleich wieder zuschloß, und in demselben Zustande erschien, wie zuvor.

Als die Köchinn, welche alle diese Wunder entsetzt hatten, von ihrem Schrecke wieder zu sich gekommen war, ging sie hin, die Fische wieder aufzuheben, welche in die Glut gefallen waren; aber sie waren alle so schwarz wie Kohlen, und gar nicht im Zustande, dem Sultan vorgesetzt zu werden. Sie war darüber sehr bekümmert, und fing an zu weinen: »Wehe mir,« rief sie aus, »was soll aus mir werden! Wenn ich dem Sultan erzähle, was ich gesehen habe, so wird er mir sicher nicht glauben; in welchen Zorn wird er nicht gegen mich gerathen!

Während sie sich so betrübte, trat der Groß-Wesyr herein, und fragte sie, ob die Fische bereit wären. Sie erzählte ihm alles, was ihr begegnet war; und dieser Bericht, wie man sich denken kann erstaunte ihn höchlich.

Aber ohne dem Sultan etwas davon zu sagen, ersann er eine Entschuldigung, welche ihm genügte.

Indessen schickte er auf der Stelle hin, und ließ den Fischer rufen; und als dieser gekommen war, sagte er zu ihm: »Fischer, bringe mir vier andere Fische, welche denen, die du schon gebracht hast, ähnlich sind; denn es ist ein eigenes Unglück damit begegnet, welches verhindert hat, sie dem Sultan vorzusetzen.«

Der Fischer sagte ihm nicht, was der Geist ihm empfohlen hatte, sondern um sich davon loszumachen, diesen Tag noch die verlangten Fische zu liefern, entschuldigte er sich durch die Länge des Weges, und versprach, sie am folgenden Morgen zu bringen.

In der That machte sich der Fischer während der Nacht auf, und begab sich nach dem Teiche. Er warf darin sein Netz aus, und als er es herauszog, fand er darin vier Fische, ganz wie die vorigen, jeden von einer verschiedenen Farbe. Er kehrte alsbald zurück, und brachte sie dem Groß-Wesyr, zu der Zeit, da er sie ihm versprochen hatte.

Dieser Minister nahm sie, und trug sie selber abermals in die Küche, wo er sich allein mit der Köchinn einschloß, welche sie in seiner Gegenwart zurichtete, und sie auf das Feuer setzte, wie sie mit den vier andern den vorigen Tag gethan hatte. Als sie auf einer Seite gebraten waren, und sie sie auf die andere Seite gedreht hatte, öffnete sich die Wand der Küche abermals, und dieselbe Frau erschien mit ihrer Ruthe in

der Hand; sie nahte sich dem Tiegel, schlug auf einen der Fische, sprach dieselben Worte zu ihm, und sie gaben ihr alle mit aufgehobenen Köpfen dieselbe Antwort.

Aber Herr,« fügte Scheherasade hinzu, »da bricht schon der Tag an, und hindert mich, diese Geschichte fortzusetzen.«

Schachriar dachte wohl, daß ihr Verfolg sehr merkwürdig seyn müßte, und beschloß, ihn in der folgenden Nacht zu hören.

Vier und zwanzigste Nacht.

»Meine liebe Schwester,« rief Dinarsade, wie gewöhnlich, »wenn du nicht schläfst, so bitte ich dich, das schöne Mährchen von dem Fischer fortzusetzen und zu vollenden.«

Die Sultaninn nahm sogleich das Wort, und sprach folgendermaßen:

»Herr, nachdem die vier Fische der Frau geantwortet hatten, warf sie den Tiegel mit einem Ruthenschlage um, und verschwand an derselben Stelle in die Wand, wo sie herausgetreten war.

Der Groß-Wesyr, welcher Zeuge von allem gewesen, was vorgegangen war, sagte: »Das ist zu erstaunlich und zu außerordentlich, um dem Sultan ein Geheimniß davon zu machen; ich gehe, ihn von diesem Wunder zu unterrichten.« In der That ging er sogleich zu ihm, und machte ihm einen treuen Bericht davon.

Der Sultan war sehr erstaunt, und bezeigte großes Verlangen, dieses Wunder zu sehen; in

dieser Absicht sandte er hin und ließ den Fischer holen. »Mein Freund,« sprach er zu ihm, »könntest du mir nicht noch vier Fische von verschiedenen Farben bringen?« Der Fischer antwortete dem Sultan, wenn Seine Majestät ihm zur Erfüllung ihres Wunsches drei Tage Zeit geben wollte, so verspräche er, ihr zu genügen.

Als ihm dies bewilligt war, ging er zum drittenmale nach dem Teiche, und er war nicht minder glücklich, als die beiden vorigen Male; denn auf den ersten Zug fing er vier Fische von verschiedenen Farben. Er säumte nicht, sie sogleich dem Könige zu bringen, dessen Freude darüber um so größer war, als er sie nicht so bald erwartet hatte, und der ihm abermals vierhundert Goldstücke geben ließ.

Sobald der Sultan die Fische hatte, ließ er sie in sein Zimmer bringen, sammt allem, was zu ihrer Bereitung nöthig war. Hier schloß er sich mit seinem Groß-Wesyr ein, und dieser Minister richtete die Fische zu, setzte sie in einem Tiegel auf das Feuer, und als sie auf der einen Seite gebraten waren, kehrte er sie auf die andere. Da öffnete sich die Wand des Zimmers, aber anstatt des Fräuleins, trat ein Schwarzer daraus hervor.

Dieser Schwarze trug die Kleidung eines Sklaven; er war von riesenhafter Dicke und Größe, und hielt einen dicken grünen Stock in der Hand. Er nahte sich dem Tiegel, berührte mit seinem Stock einen der Fische, und sprach zu ihm mit furchtbarer Stimme: »Fisch, Fisch, thust du deine Pflicht?«

Auf diese Worte hoben die Fische ihre Köpfe empor, und antworteten: Ja, ja, wir thun unsere Pflicht; wenn ihr rechnet, so rechnen wir auch; wenn ihr eure Schulden bezahlt, so bezahlen wir auch die unsrigen; wenn ihr fliehet, so siegen wir und sind wir zufrieden.«

Kaum hatten die Fische diese Worte ausgesprochen, als der Schwarze den Tiegel mitten im Zimmer umstieß, und die Fische in Kohlen verwandelte. Als dies geschehen war, entfernte er sich stolz, und trat in die geöffnete Wand zurück, welche sich wieder schloß und in demselben Zustande erschien, wie zuvor.

»Nach dem, was ich so eben gesehen habe,« sprach der Sultan zu seinem Groß-Wesyr, »ist es mir unmöglich, ruhig zu seyn. Diese Fische bedeuten ohne Zweifel etwas Außerordentliches, worüber ich Aufklärung haben will.

Er sandte abermals nach dem Fischer; man brachte ihn, und er sagte zu ihm: »Fischer, die Fische, welche du uns gebracht hast, verursachen mir große Unruhe. An welchem Orte hast du sie gefangen?« — »Herr,« antwortete er, »ich habe sie in einem Teiche gefangen, welcher zwischen vier Hügeln liegt, jenseit des Berges, den man von hier sieht.«

»Kennst du diesen Teich?« fragte der Sultan den Wesyr. — »Nein, Herr,« antwortete der Wesyr, »ich habe nie davon reden gehört; es sind gleichwohl schon sechzig Jahre, daß ich in der Umgegend und jenseit dieses Berges jage.«

Der Sultan fragte nun den Fischer, wie weit der Teich von seinem Palast entfernt wäre; und

der Fischer versicherte, daß es nicht mehr als drei Stunden Weges wäre.

Auf diese Versicherung, und weil es noch hoch genug am Tage war, um vor der Nacht dorthin zu gelangen, befahl der Sultan seinem ganzen Hofe, zu Pferde zu steigen; und der Fischer diente ihnen als Führer.

Sie ritten den Berg hinauf, und beim Hinabsteigen sahen sie, mit großer Verwunderung, eine weite Ebene, welche niemand bisher bemerkt hatte. Endlich gelangten sie an den Teich, welchen sie wirklich zwischen vier Hügeln liegen fanden, wie der Fischer berichtet hatte. Das Wasser darin war so durchsichtig, daß sie bemerkten, wie alle Fische darin denen ähnlich waren, welche der Fischer nach dem Palaste gebracht hatte.

Der Sultan hielt am Ufer des Teiches still; und nachdem er die Fische darin einige Zeit mit Verwunderung betrachtet hatte, fragte er seine Emire und alle seine Hofleute, wie es möglich wäre, daß sie diesen so nahe bei der Stadt gelegenen Teich noch nicht gesehen hätten. Sie antworteten ihm, daß sie niemals auch nur davon reden gehört hätten.

»Weil ihr denn alle einstimmig seyd,« sagte er darauf zu ihnen, »daß ihr nicht einmal davon reden gehört habt, und da ich nicht minder als ihr über diese neue Erscheinung erstaunt bin, so habe ich mich entschlossen, nicht eher in meinen Palast zurückzukehren, als bis ich weiß, wie dieser Teich hieher kommt, und warum es nur Fische von viererlei Farben darin gibt.«

Nachdem er dieses gesagt hatte, befahl er,

sich zu lagern: und alsbald wurden sein Gezelt und die Zelte für seinen Hof am Ufer des Teiches aufgeschlagen.

Bei Anbruche der Nacht begab der Sultan sich in sein Gezelt, besprach sich insgeheim mit seinem Groß-Wesyr, und sagte zu ihm: »Wesyr, ich fühle in mir eine große Unruhe: dieser an diesen Ort versetzte Teich, dieser Schwarze, der uns in meinem Zimmer erschienen ist, diese Fische, welche wir reden gehört haben: alles dies erregt meine Neugier dermaßen, daß ich der Ungeduld nicht widerstehen kann, sie zu befriedigen. Zu diesem Zwecke habe ich einen Plan erdacht, welchen ich durchaus ausführen muß. Ich werde mich allein aus dem Lager entfernen, und befehle dir, meine Abwesenheit geheim zu halten: bleib' unter meinem Gezelte; und morgen früh, wenn meine Emire und Hofleute sich vorzustellen kommen, weise sie ab, mit dem Vorgeben, daß ich von einer leichten Unpäßlichkeit befallen bin, und allein seyn will. Die folgenden Tage wiederhole ihnen dasselbe, bis ich wieder zurückkomme.«

Der Groß-Wesyr machte dem Sultan mehrere Vorstellungen, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen; er erinnerte ihn an die große Gefahr, der er sich aussetzte, und daß er sich vielleicht eine vergebliche Mühe gäbe. Aber wie er auch seine Beredsamkeit erschöpfte, der Sultan ließ nicht ab von seinem Entschlusse, sondern bereitete sich, ihn auszuführen.

Er zog sich ein zum Wandern bequemes Kleid an, versah sich mit einem Säbel; und sobald

Bibliothek der Philos.-theol. Hochschule Passau

er sah, daß alles stille war in seinem Lager, machte er sich ohne irgend eine Begleitung auf den Weg.

Er richtete seine Schritte gegen einen der vier Hügel, und bestieg ihn gemächlich. Noch leichter stieg er jenseits hinab; und als er in der Ebene war, wanderte er bis Sonnenaufgang darauf fort.

Da erblickte er in der Ferne vor ihm ein großes Gebäude, und freute sich, in der Hoffnung, dort etwas von dem zu erfahren, was er zu wissen wünschte. Als er nahe daran war, bemerkte er, daß es ein prächtiger Palast war, oder vielmehr ein sehr festes Schloß, von schönem schwarzem geschliffenem Marmor, mit einem Dache von feinem Stahle, so glatt wie ein Spiegelglas. Erfreut, daß er nicht lange gehen durfte, ohne wenigstens etwas Merkwürdiges anzutreffen, blieb er an der Vorderseite des Schlosses stehen, und betrachtete sie mit großer Aufmerksamkeit.

Er näherte sich hierauf der Pforte, welche zwei Flügelthüren hatte, deren eine offen stand. Obgleich er gerade hineintreten konnte, so glaubte er doch anklopfen zu müssen. Er klopfte also einmal, ziemlich leise, und wartete einige Zeit; da er niemand kommen sah, wähnte er, man hätte ihn nicht gehört; deshalb klopfte er zum zweiten Male etwas stärker, und als er niemand weder sah noch hörte, noch stärker: aber immer noch erschien niemand. Das verwunderte ihn höchlich; denn er konnte sich nicht denken, daß

ein so wohl unterhaltenes Schloß unbewohnt wäre. »Wenn niemand darin ist,« sagte er bei sich selber, »so habe ich nichts zu fürchten; und ist jemand drinnen, so habe ich etwas, mich zu vertheidigen.«

Kurz, der Sultan trat hinein; er ging weiter in den Vorhof, und rief laut: »Ist niemand hier, einen Wanderer aufzunehmen, der einer Erquickung bedarf?« Er wiederholte dieselbe Frage zwei oder dreimal; aber, so laut er auch sprach, niemand antwortete ihm.

Dieses Stillschweigen vermehrte sein Erstaunen. Er ging weiter in einen sehr geräumigen Hof, und blickte sich nach allen Seiten um, ob er niemand entdecken könnte: er erblickte aber nicht das geringste lebendige Wesen....

Aber, Herr,« sagte Scheherasade bei dieser Stelle, »der anbrechende Tag legt mir Stillschweigen auf.«

»Ach, meine Schwester,« sagte Dinarsade, »du läßt uns gerade an der schönsten Stelle!« »Es ist wahr,« antwortete die Sultaninn; »aber, liebe Schwester, du siehst die Nothwendigkeit davon ein. Jedoch käme es nur auf den Sultan, meinen Herrn, an, daß du morgen auch das Uebrige hörtest.«

Es geschah nicht so wohl Dinarsade'n zu Gefallen, daß Schachriar die Sultaninn nochmals leben ließ, als um seine eigene Neugier zu befriedigen und zu vernehmen, was sich in dem Schlosse zutragen würde.

Fünf und zwanzigste Nacht.

Dinarsade säumte nicht, die Sultaninn am Ende dieser Nacht aufzuwecken: »Meine liebe Schwester,« sagte sie zu ihr, »ich bitte dich, uns zu erzählen, was sich in dem schönen Schlosse zutrug, in welchem du uns gestern ließt.«

Scheherasade nahm sogleich das gestrige Mährchen wieder auf, wandte sich zu Schachriar und sprach:

»Herr, als der Sultan in dem Hofe, worin er sich befand, niemand erblickte, so trat er in große Säle, deren Fußteppiche von Seide waren, der Estrich und die Sofa's bedeckt mit Stoffen von Mekka, und die Thürvorhänge von den reichsten Indischen Stoffen, reich mit Gold und Silber gestickt.

Er kam weiter in einen wundervollen Saal, in dessen Mitte ein großes Becken stand mit einem Löwen aus gediegenem Golde auf jeder Ecke. Die vier Löwen spieen Wasser aus ihren Rachen, welches in Diamanten und Perlen niederfiel, und harmonisch einen Wasserstrahl begleitete, welcher, aus der Mitte des Beckens emporspringend, fast die Decke der Kuppel berührte, deren Wände bemahlt waren.

Das Schloß war auf drei Seiten von einem Garten umgeben, welchen Blumenstücke, Teiche, Lustwäldchen und tausend andere Annehmlichkeiten um die Wette verzierten, und was diesen Ort vollends wonnevoll machte, war eine zahllose Menge von Vögeln, welche die Luft mit ihrem wohllautenden Gesange erfüllten, und stets

dort blieben, weil die über die Bäume und den Palast gespannten Netze sie verhinderten, wegzufliegen.

Der Sultan wandelte lange von Zimmer zu Zimmer, wo alles groß und prächtig erschien. Als er müde war weiter zu gehen, setzte er sich in einem offenen Gemach, welches die Aussicht über den Garten hatte; und hier, erfüllt von allem dem, was er schon gesehen hatte, und noch sah, stellte er allerlei Betrachtungen an über alle diese verschiedenen Gegenstände, als auf einmal eine klagende Stimme sein Ohr traf und er vernehmlich diese traurigen Worte hörte:

»O Schicksal, laß nicht länger mich leben, und schone mein nicht mehr! denn mein Daseyn schwebt zwischen Unglück und Gefahr.

Hast du nicht Mitleid, o Gattinn, mit einem Manne von hoher Abkunft, der unter die Herrschaft der Liebe erniedrigt wurde? nicht mit einem der Reichsten, der verarmte?

Ja, ich gestehe es; ich beneidete die Luft, die dich umwehte: aber ich bedachte nicht, daß, beim Willen des Schicksals, auch der hellste Blick nichts siehet.

Welche Kunst könnte auch den Bogenschützen noch retten, wenn ihm, im Begriff loszudrücken, die Senne zerreißt!

Wenn feindliche Haufen sich dann auf ihn stürzen, wohin kann er da fliehen vor dem Geschick! Wohin kann er da fliehen!«

Der Sultan, gerührt von diesen Klagen, stand auf und ging nach der Seite, woher sie ertönten. Er kam an die Thür eines großen Saales, öff-

nete den Vorhang, und erblickte einen wohlgebildeten und sehr reich gekleideten Mann, welcher auf einem etwas über den Boden erhabenen Throne saß. Die Traurigkeit mahlte sich in seinem Antlitze [19]), welches übrigens von einer vollkommenen Schönheit, und durch ein kleines schwarzes Mal auf der Wange bezeichnet war. Der Dichter beschreibt auf folgende Weise die Schönheit eines solchen jungen Mannes:

Sein Wuchs war schlank; sein schwarzes Haar, wenn man es anblickte, versetzte alles um ihn her in Dunkelheit, so wie die blendende Weiße seiner Stirne alles wieder in das hellste Licht setzte.

Aber das schwarze Mal auf der Wange, dieses tadelt nur ja nicht! Ist euch nicht bekannt, daß das Blatt der schönen Anemone auch mit einem schwarzen Punkte geschmückt ist? —

Der Sultan näherte sich ihm, und grüßte ihn. Der junge Mann erwiederte seinen Gruß, indem er ihm mit dem Kopfe eine sehr tiefe Verbeugung machte, ohne jedoch aufzustehen. Deshalb sagte er zu dem Sultan: »Mein Herr, ich erkenne wohl, daß ihr es verdient, daß ich aufstehe, um euch zu empfangen und alle mögliche Ehre zu erzeigen; aber eine so schwere Ursache verhindert mich daran, daß ihr es mir nicht übel deuten müßt,« — »Mein Herr,« antwortete der Sultan, »ich bin euch sehr verbunden für die gute Meinung, welche ihr von mir heget. In Betreff der Ursache, welche euch verhindert aufzustehen, nehme ich von Herzen gern jede beliebige Entschuldigung von euch an. Angezogen von euren Kla-

gen, durchdrungen von eurem Leiden, komme ich euch meine Hülfe darzubieten. Wollte Gott, daß es von mir abhinge, euren Leiden Erleichterung zu verschaffen, ich würde all mein Vermögen dazu anwenden. Ich schmeichle mir, daß ihr mir wohl die Geschichte eurer Unfälle erzählen wollt: aber, ich bitte euch, belehrt mich zuvor: was dieser Teich hier in der Nähe bedeutet, in welchem man Fische von vier verschiedenen Farben sieht; was dieses für ein Schloß ist; weshalb ihr euch darin befindet, und woher es kommt, daß ihr so allein darin seyd?«

Anstatt auf diese Fragen zu antworten, fing der junge Mann bitterlich an zu weinen: »Wie unbeständig ist das Glück!« rief er aus: »es gefällt sich darin, diejenigen zu stürzen, welche es erhoben hat. Wo sind diejenigen, welche ruhig der von ihm gewährten Glückseligkeit genießen, und deren Tage immer hell und heiter sind?«

Der Sultan, von Mitleid bewegt, bat ihn sehr inständig, ihm die Ursache eines so großen Schmerzes zu sagen. »Ach! mein Herr,« antwortete ihm der junge Mann, »wie sollte ich nicht betrübt seyn; und warum sollten meine Augen nicht zwei unversiegliche Thränenquellen seyn?«

Bei diesen Worten hob er sein Kleid auf, und ließ den Sultan sehen, daß er nur vom Kopfe bis zum Gürtel ein Mensch war, die andere Hälfte seines Leibes aber von schwarzem Marmor war.«

An dieser Stelle unterbrach Scheherasade ihre Rede, und machte dem Sultan bemerklich, daß der Tag anbräche.

Schachriar war dermaßen von dem bezaubert, was er so eben gehört hatte und fühlte sich so sehr zu Gunsten der Sultaninn erweicht, daß er beschloß, sie einen ganzen Monat lang leben zu lassen. Er stand jedoch wie gewöhnlich auf, ohne ihr von seinem Entschlusse etwas zu sagen.

Sechs und zwanzigste Nacht.

Dinarsade war so ungeduldig, den Verfolg des Mährchens der gestrigen Nacht zu hören, daß sie ihre Schwester sehr zeitig aufweckte und sie bat, die wunderbare Erzählung fortzusetzen, welche sie gestern nicht vollenden konnte.

»Ich will es gern thun,« antwortete die Sultaninn, »höret mir zu:«

»Ihr könnt wohl denken,« fuhr sie fort, daß der Sultan höchst erstaunt war, als er den beweinenswürdigen Zustand des jungen Mannes erblickte. »Was ihr mir da zeiget,« sagte er zu ihm, »erfüllt mich mit Entsetzen, und erregt zugleich meine Neugier; ich brenne vor Verlangen, eure Geschichte zu hören, welche ohne Zweifel höchst seltsam ist; und ich bin überzeugt, daß der Teich und die Fische damit in irgend einem Zusammenhange stehen: also beschwöre ich euch, sie mir zu erzählen; ihr werdet eine Art von Trost darin finden, indem es gewiß ist, daß die Unglücklichen eine gewisse Erleichterung darin finden, ihr Unglück zu erzählen.«

»Ich will euch diese Genugthuung nicht versagen,« erwiederte der junge Mann, »obwohl ich sie euch nicht geben kann, ohne meinen leb-

haften Schmerz zu erneuern: aber ich rathe euch zum voraus, eure Ohren, euren Geist, und selbst eure Augen auf Dinge vorzubereiten, welche alles übertreffen, was die Einbildungskraft außerordentliches ersinnen kann.«

Geschichte

des jungen Königs der Schwarzen Inseln.

So wisset denn, mein Herr,« fuhr er fort, »daß mein Vater, der Mahmud hieß, König dieses Staates war. Das ist das Königreich der Schwarzen Inseln, welches seinen Namen von den vier kleinen Bergen hier in der Nähe hat; denn diese Berge waren vormals Inseln; und die Hauptstadt, in welcher mein Vater seinen Hof hielt, stand an der Stelle, wo gegenwärtig dieser Teich ist, welchen ihr gesehen habt. Die Folge meiner Geschichte wird euch alle diese Verwandlungen erklären.

Der König, mein Vater, starb in einem Alter von siebenzig Jahren. Sobald ich seine Stelle eingenommen hatte, vermählte ich mich; und diejenige, die ich dazu erwählte, den Thron mit mir zu theilen, war meine Nichte. Ich hatte alle Ursache mit den Zeichen der Liebe zufrieden zu seyn, welche sie mir gab; und ich meinerseits empfand für sie eine solche Zärtlichkeit, daß nichts unserer Vereinigung zu vergleichen war. Aber nach Verlauf von fünf Jahren bemerkte ich, daß sie keinen Geschmack mehr an mir fand.

Eines Tages, als sie nach Tische im Bade war, empfand ich eine große Lust zu schlafen, und ich warf mich auf einen Sofa. Zwei ihrer Frauen, welche sich in meinem Zimmer befanden, setzten sich hierauf die einen zu meinen Häupten, die andern zu meinen Füßen, jede mit einem Fächer in der Hand, sowohl um mir Kühlung zuzuwehen, als um mir die Fliegen abzuwehren, welche meinen Schlummer hätten stören können. Sie wähnten, daß ich eingeschlafen wäre, und unterhielten sich ganz leise; aber ich hatte nur die Augen zugeschlossen, und verlor kein Wort von ihrem Gespräche.

Eine dieser Frauen sagte zu der andern: »Hat die Königinn nicht sehr Unrecht, einen so liebenswürdigen Fürsten, wie den unsern, nicht zu lieben?« — »Sicherlich,« antwortete die andere. »Was mich betrifft, so begreife ich es nicht, und ich weiß nicht, warum sie alle Nächte aufsteht und ihn allein läßt: bemerkt er es denn nicht?« — »Ei, wie soll er es denn bemerken?« fuhr die erste fort. »Sie mischt alle Abend einen gewissen Kräutersaft in seine Getränke, wodurch er die ganze Nacht in so tiefem Schlafe liegt, daß sie Zeit hat zu gehen, wohin sie will; und mit Anbruche des Tages kommt sie zurück und legt sich wieder zu ihm; alsdann erweckt sie ihn durch einen gewissen Geruch, den sie ihm unter die Nase hält.«

Denket euch, Herr, mein Erstaunen bei dieser Unterredung, und die Empfindungen, welche es in mir erregte. Gleichwohl, welche Aufwallung sie mir auch verursachte, hatte ich Herrschaft ge-

nug über mich, mich zu verstellen: ich that, als erwachte ich, und hätte nichts davon gehört.

Die Königinn kam wieder aus dem Bade, wir speisten mitsammen zu Abend, und ehe wir uns niederlegten, reichte sie selber mir eine Schale voll Wasser, welche ich zu trinken pflegte: aber anstatt sie an meinen Mund zu setzen, näherte ich mich einem offen stehenden Fenster, und verschüttete das Wasser so geschickt, daß sie es nicht bemerkte. Ich gab ihr darauf die Schale wieder in die Hand, damit sie nicht zweifelte, daß ich getrunken hätte.

Hierauf legten wir uns nieder; aber bald darauf, als sie mich eingeschlafen wähnte, obwohl ich wachte, stand sie wieder auf, mit so wenig Vorsicht, daß sie ziemlich laut sagte: »Schlaf, und möchtest du nie wieder erwachen!« Sie kleidete sich eilig an, und verließ das Gemach....

Bei diesen Worten bemerkte Scheherasade, daß es schon Tag war, und hörte auf zu reden. Dinarsade hatte ihre Schwester mit großem Vergnügen angehört. Schachriar fand die Geschichte des Königs der Schwarzen Inseln seiner Neugier so würdig, daß er sehr ungeduldig aufstand, in der folgenden Nacht die Fortsetzung zu hören.

Sieben und zwanzigste Nacht.

Eine Stunde vor Tage erwachte Dinarsade, und säumte nicht, die Sultaninn, ihre liebe Schwester, zu bitten, die Geschichte des jungen Königs der vier Schwarzen Inseln fortzusetzen.

Scheherasade erinnerte sich alsbald, wo sie gestern stehen geblieben war, und nahm sie folgendermaßen wieder auf:

»Sobald die Königinn, meine Gemahlinn, hinausgegangen war,« fuhr der König der Schwarzen Inseln fort, »stand ich auf, und zog mich hastig an; ich nahm meinen Säbel, und ging ihr so eilig nach, daß ich sie bald vor mir gehen hörte. Nun folgte ich ihr Schritt für Schritt, trat aber leise auf, um nicht gehört zu werden.

Sie ging durch mehrere Thüren, welche sich, durch die Kraft gewisser Zauberworte, die sie aussprach, von selber öffneten; und die letzte, welche sich so öffnete, war die des Gartens, in welche sie nun heraustrat.

Ich blieb in dieser Thüre stehen, damit sie mich nicht erblicken möchte, während sie durch ein Blumenstück ging; ich verfolgte sie mit den Augen so weit als die Dunkelheit es mir erlaubte, und bemerkte, daß sie in ein kleines Gehölz trat, dessen Baumgänge von einer dichten Hecke umgeben waren. Ich begab mich auf einem andern Wege eben dahin, und indem ich hinter die Hecke eines ziemlich langen Baumganges schlüpfte, sah ich sie darin mit einem Manne lustwandeln.

Ich ermangelte nicht, ihrem Gespräch ein aufmerksames Ohr zu leihen, und folgendes war es, was ich vernahm:

»Ich verdiene nicht,« sagte die Königinn zu ihrem Liebhaber, »die Vorwürfe, welche du mir machst, daß ich nicht eiliger bin: du weißt sehr wohl die Ursache, welche mich daran verhindert. Aber wenn alle die Zeichen der Liebe, welche ich

bisher dir gegeben habe, nicht hinreichen, dich von meiner Innigkeit zu überzeugen, so bin ich bereit, dir noch auffallendere Beweise davon zu geben: du darfst nur gebieten; du kennst meine Macht. Ich will, wenn du es wünschest, noch vor Sonnenaufgange diese große Stadt und diesen schönen Palast in graunvolle Trümmer verwandeln, die nur von Wölfen, Uhu's und Raben bewohnt sind. Soll ich alle Steine dieser so starken Mauern jenseits des Berges Kaukasus, außerhalb der Gränzen der bewohnten Welt versetzen? Du darfst nur Ein Wort sagen, und dieser ganze Ort ist verwandelt.«

Als die Königinn diese Worte aussprach, war sie mit ihrem Buhlen ans Ende des Baumganges gekommen, und wandte sich mit ihm in einen andern, und beide gingen so vor mir her. Ich hatte schon meinen Säbel gezogen; und da der Buhle auf meiner Seite ging, hieb ich ihn in den Hals, und stürzte ihn zu Boden. Ich glaubte, ihn getödtet zu haben; und in diesem Wahne entfernte ich mich hurtig, ohne mich der Königinn zu erkennen zu geben, deren ich schonen wollte, weil sie meine Verwandte war.

Indessen war der Schlag, den ich ihrem Buhlen gegeben hatte, allerdings tödlich; aber sie erhielt ihm durch die Kraft ihrer Zauberei das Leben, auf eine solche Weise zwar, daß man von ihm sagen kann, er ist weder todt noch lebend.

Als ich durch den Garten nach dem Palaste zurückging, hörte ich die Königinn lautes Geschrei ausstoßen; ich erkannte daraus ihren Schmerz,

und ich war zufrieden mit mir, daß ich ihr das Leben gelassen hatte.

Nachdem ich in mein Zimmer zurückgekommen war, legte ich mich wieder nieder; und zufrieden, den Verwegenen bestraft zu haben, welcher mich beleidigt hatte, schlief ich ein.

Beim Erwachen, am folgenden Morgen, fand ich die Königinn neben mir liegen....«

Scheherasade war genöthigt, bei dieser Stelle inne zu halten, weil sie den Tag anbrechen sah.

»Guter Gott! meine Schwester,« sagte hierauf Dinarsade, »es thut mir sehr leid, daß du nicht weiter erzählen kannst.« — »Meine Schwester,« antwortete die Sultaninn, »du solltest mich zeitiger wecken; es ist deine Schuld.« — »Ich werde es, mit Gottes Hülfe, in der nächsten Nacht wieder einbringen,« erwiederte Dinarsade, »denn ich zweifle nicht: daß der Sultan eben so große Lust hat als ich, das Ende dieser Geschichte zu wissen; und ich hoffe, daß er die Güte haben wird, dich noch bis morgen leben zu lassen.«

Acht und zwanzigste Nacht.

In der That weckte Dinarsade, wie sie es sich gelobt hatte, die Sultaninn bei sehr guter Zeit, aus großem Verlangen, von ihr das Ende der angenehmen Geschichte des Königs der Schwarzen Inseln zu hören, und zu wissen, wie er so in Marmor verwandelt worden.

»Du sollst es vernehmen,« antwortete Scheherasade, »mit Erlaubniß des Sultans:«

»Ich fand also die Königinn neben mir lie-

gen,« fuhr der König der vier Schwarzen Inseln fort; »ich kann euch nicht sagen, ob sie schlief, oder nicht: ich stand aber leise auf, ging in mein Gemach und kleidete mich vollends an. Hierauf ging ich in meine Rathsversammlung.

Bei meiner Rückkehr erschien die Königinn vor mir in Trauerkleidern, mit zerstreuten und zum Theil zerrauften Haaren. »Herr,« sprach sie zu mir, »ich komme Euer Majestät zu bitten, sich nicht über den Zustand zu wundern, in welchem ich mich befinde. Drei traurige Nachrichten, welche ich eben zu gleicher Zeit empfangen habe, sind die gerechte Ursache des tiefen Schmerzes, von welchem ihr nur die schwachen Zeichen sehet.« — »Und was sind das für Nachrichten, Herrinn?« fragte ich sie. »Der Tod der Königinn, meiner Mutter,« antwortete sie, »zugleich mit dem Tode des Königs, meines Vaters, der in einer Schlacht gefallen ist, und eines meiner Brüder, der in einen Abgrund gestürzt ist [20].«

Es war mir nicht unlieb, daß sie diesen Vorwand ergriff, um den wahren Grund ihrer Betrübniß zu verbergen, und ich erkannte daraus, daß sie mich nicht in Verdacht hatte, ihren Geliebten getödtet zu haben.

»Herrinn,« sagte ich zu ihr, »weit entfernt, euern Schmerz zu tadeln, versichere ich euch, daß ich allen Theil daran nehme, den ich daran nehmen muß. Ich würde höchst verwundert seyn, wenn ihr unempfindlich bliebet bei dem Verluste, welchen ihr erlitten habt. Weinet: eure Thränen sind untrügliche Kennzeichen eures trefflichen

Gemüths. Ich hoffe gleichwohl, daß die Zeit und die Vernunft euren Schmerz mäßigen werden.«

Sie zog sich in ihr Gemach zurück, wo sie sich ohne Rückhalt ihrem Schmerze hingab, und ein ganzes Jahr zubrachte mit Weinen und mit Klagen.

Nach Verlauf dieser Zeit bat sie mich um Erlaubniß, in dem Umfange des Palastes ihr Grabmal erbauen zu lassen, wo sie, wie sie sagte, bis an das Ende ihrer Tage wohnen wollte. Ich erlaubte es ihr, und sie ließ einen prächtigen Palast bauen, mit einer Kuppel, welche man von hier sehen kann: sie benannte ihn den Thränen-Palast.

Als er vollendet war, ließ sie ihren Geliebten hineinbringen, welchen sie in derselben Nacht, da ich ihn verwundet, nach einem ihr gelegenen Orte versetzt hatte. Sie hatte bisher seinen Tod durch Tränke verhindert, welche sie ihn einnehmen ließ; und sie fuhr fort, ihm dergleichen zu geben, und sie ihm selber alle Tage zu bringen, seitdem er in dem Thränen-Palaste war.

Indessen, mit allen ihren Zaubereien konnte sie diesen Unglücklichen nicht heilen. Er war nicht nur außer Stande zu gehen und sich aufrecht zu erhalten, sondern er gab auch den Gebrauch der Zunge verloren, und hatte kein anderes Lebenszeichen, als durch seine Blicke. Obwohl also die Königinn nur den Trost hatte, ihn zu sehen und ihm alles zu sagen, was ihre thörichte Liebe ihr irgend Zärtliches und Leidenschaftliches eingeben mochte, so unterließ sie jedoch nicht, ihm täglich zwei ziemlich lange Besuche zu machen. Ich war

von allem diesem wohl unterrichtet; aber ich stellte mich, als wüßte ich nichts davon.

Eines Tages ging ich zu dem Thränen-Palast, aus Neugier, zu wissen, was dort eigentlich die Beschäftigung der Königinn wäre; und an einem Orte, wo ich nicht gesehen werden konnte, hörte ich sie folgendermaßen zu ihrem Geliebten reden: »Ich bin in Verzweiflung, dich in dem Zustande zu sehen, worin du dich befindest; ich fühle nicht minder die brennenden Schmerzen, welche du leidest....; aber, geliebte Seele, ich rede immer zu dir, und du antwortest mir nie. Wie lange willst du in diesem Stillschweigen beharren? Ach! die süßesten Augenblicke meines Lebens sind die, welche ich hier zubringe, deine Leiden zu theilen. Ich kann nicht leben ohne dich, und das Vergnügen, dich unaufhörlich zu sehen, würde ich der Herrschaft des Weltalls vorziehen.«

Sie beschloß diese lange Rede mit folgenden Versen:

»Der Tag des Heils ist derjenige, an welchem ich deiner Nähe genieße; der Tag des Verderbens und des Todes ist derjenige, wo du dich von mir abwendest.

Bringe ich die Nacht ferne von dir zu, so ist es, als ob alle Schrecknisse mir drohten; deine Nähe aber ist für mich süßer, als Sicherheit!«

Endlich fügte sie noch folgende Verse hinzu:

»Wäre ich von aller Glückseligkeit umgeben, besäße ich die ganze Welt und das Reich der Chosroen:

So würde es für mich nicht so viel werth

seyn, als die Flügel einer Mücke, wenn mein Auge dich nicht sähe!«

Ueber diese Klagen, welche mehr als einmal von ihren Seufzern und Schluchzen unterbrochen wurden, verlor ich endlich die Geduld. Ich trat hervor, näherte mich ihr, und sprach: Frau, ihr habt nun genug geweint; es ist Zeit, diesem Schmerz ein Ziel zu setzen, der uns beide entehrt; es ist zu viel, zu vergessen, was ihr mir, und was ihr euch selber schuldig seyd.«

»Herr,« antwortete sie mir, »wenn ihr noch einige Achtung, oder vielmehr, einige Gefälligkeit für mich hegt, so flehe ich euch, mir keinen Zwang anzuthun. Lasset mich meinem tödlichen Schmerze mich hingeben; es ist unmöglich, daß die Zeit ihn verringere.«

Als ich sah, daß meine Worte, anstatt sie zu ihrer Pflicht zurückzubringen, nur dazu dienten, ihre Wuth zu reizen, sagte ich nichts mehr zu ihr, und zog mich zurück.

Sie fuhr fort, täglich ihren Geliebten zu besuchen, und zwei volle Jahre hindurch war sie in stäter Verzweiflung.

Ich ging noch einmal in den Thränen-Palast, als sie drinnen war; ich verbarg mich wieder, und ich hörte sie Folgendes zu ihrem Geliebten sagen:

»Es sind nun drei Jahre, daß du nicht ein einziges Wort zu mir gesprochen hast, und daß du nichts antwortest auf die Zeichen der Liebe, welche ich durch meine Rede und meine Seufzer dir gebe: ist das Unempfindlichkeit oder Verachtung? O Grabmal, solltest du dieses Uebermaaß

der Zärtlichkeit, welche er für mich hegte, zerstört haben? Solltest du diese Augen geschlossen haben, die mir so viel Liebe verkündigten, und die alle meine Freude ausmachten? Nein, nein, ich kann es nicht glauben. Sage mir vielmehr, durch welches Wunder du der Bewahrer des köstlichsten Kleinods geworden bist, welches es jemals gab!«

Ich gestehe euch, Herr, daß ich über diese Worte ganz entrüstet wurde; denn, am Ende war dieser theure Geliebte, dieser angebetete Sterbliche, nicht ein solcher, wie ihr euch wohl einbilden könntet, sondern es war ein schwarzer Indier, aus diesem Lande gebürtig. Ich wurde, sage ich, über diese Rede dermaßen entrüstet, daß ich ungestüm hervortrat, und ebenso das Grabmal anredend, ausrief: »O Grabmal, warum verschlingst du nicht dieses Ungeheuer, vor welchem sich die Natur entsetzt; oder vielmehr, warum verzehrst du nicht den Buhlen und die Buhlinn!«

Kaum hatte ich diese Worte ausgesprochen, als die Königinn, welche neben dem Schwarzen saß, wie eine Rasende aufsprang: »Ha, Grausamer,« schrie sie mir zu, »du bist es, der meinen Schmerz verursacht! Wähne nicht, daß ich es nicht wisse: ich habe mich nur zu lange verstellt. Es ist deine mörderische Hand, die den Gegenstand meiner Liebe in diesen jammervollen Zustand versetzt hat: und du hast noch die Grausamkeit, hieher zu kommen, und eine Liebende in Verzweiflung zu verhöhnen.

»Ja, ich bin es,« unterbrach ich sie, außer

mir vor Zorn, »ich bin es, der dieses Ungeheuer bestraft hat, wie er es verdient; ich sollte dich eben so behandeln, und es gereut mich, es nicht gethan zu haben: schon allzulange mißbrauchst du meine Güte.«

Indem ich so sprach, zog ich meinen Säbel, und ich hob den Arm, um sie zu bestrafen. Sie aber betrachtete ruhig meine Geberde, und sprach zu mir mit einem höhnischen Lächeln: »Mäßige deinen Zorn!« Zu gleicher Zeit sprach sie einige Worte aus, die ich nicht verstand, und fügte darauf hinzu: Kraft meiner Beschwörungen, befehle ich dir, auf der Stelle halb von Marmor zu werden, und halb Mensch zu bleiben.«

Sogleich ward ich, wie ihr mich hier sehet, Herr, schon todt unter den Lebenden und lebend unter den Todten....«

Scheherasade bemerkte bei dieser Stelle, daß es schon Tag war, und hörte auf zu erzählen.

»Meine liebe Schwester,« sagte da Dinarsade, »ich bin dem Sultan sehr verpflichtet: seiner Güte verdanke ich das große Vergnügen, das ich empfinde, dir zuzuhören.« — »Meine Schwester,« antwortete die Sultaninn, »wenn eben diese Güte mir noch bis morgen das Leben lassen will, so sollst du Dinge hören, welche dir nicht weniger Vergnügen machen werden, als die, welche ich so eben erzählt habe.«

Wenn Schachriar auch nicht beschlossen hätte, den Tod der Scheherasade einen Monat lang zu verschieben, so würde er sie diesen Tag dennoch nicht haben tödten lassen.

Neun und zwanzigste Nacht.

Als zu Ende der Nacht Scheherasade durch die Stimme ihrer Schwester erweckt war, schickte sie sich an, ihren Wunsch zu befriedigen, und die Geschichte des Königs der Schwarzen Inseln zu vollenden. Sie begann auf folgende Weise:

»Der halb marmorne, halb menschliche König fuhr also fort, dem Sultan seine Geschichte zu erzählen:

»Nachdem,« sprach er, »die grausame Zauberinn, unwürdig des Namens einer Königinn, mich also verwandelt, und durch eine andere Beschwörung in dieses Zimmer versetzt hatte, zerstörte sie meine Hauptstadt, die sehr blühend und stark bevölkert war; sie vertilgte die Häuser, die öffentlichen Plätze und Märkte, und ließ an ihrer Stelle den Teich und das wüste Feld erscheinen, welches ihr wohl gesehen habt. Die Fische von viererlei Farben, welche in dem Teiche sind, sind die vier Arten von Inwohnern, nach den verschiedenen Religionen, die darin waren: die weißen sind die Muselmänner; die rothen die Perser, Feueranbeter; die blauen, die Christen; die gelben, die Juden [21]). Die vier Hügel umher waren die vier Inseln, welche diesem Königreiche seinen Namen gaben. Ich vernahm alles dies von der Zauberinn, welche, zum Uebermaaße meiner Leiden, mir die Wirkungen ihrer Wuth selber ankündigte. Das ist noch nicht alles, ihre Wuth begnügt sich nicht mit der Zerstörung meines Reichs und mit meiner Verwandlung: sie kommt noch jeden Tag, mir auf die nackten Schultern

hundert Streiche mit dem Ochsenziemer zu geben, welche mich in Blute baden. Wenn diese Züchtigung vollzogen ist, bedeckt sie mich mit einem dicken Zeuge von Ziegenhaaren, und legt darüber diesen Rock von Brokat, den ihr hier sehet, nicht um mir Ehre anzuthun, sondern um mich zu verhöhnen.

Bei dieser Stelle seiner Erzählung konnte der junge König der Schwarzen Inseln seine Thränen nicht zurückhalten; und der Sultan war so von Mitleid durchdrungen, daß er nicht ein Wort zu seinem Troste hervorbringen konnte.

Bald darauf hob der junge König die Augen gen Himmel, und rief aus: »Allmächtiger Schöpfer aller Dinge, ich unterwerfe mich deinem Gericht, und den Beschlüssen deiner Vorsehung! Ich ertrage geduldig alle meine Leiden, weil es dein Wille ist: aber ich hoffe, daß deine unendliche Güte mich dafür belohnen wird.«

Der Sultan, ganz erweicht durch die Erzählung einer so seltsamen Geschichte, und beseelt von dem Verlangen, diesen unglücklichen Fürsten zu rächen, sprach zu ihm: »Saget mir, wo diese treulose Zauberinn sich aufhält, und wo ihr unwürdiger Geliebter seyn mag, der vor seinem Tode schon begraben ist.«

»Herr,« antwortete ihm der Fürst, »ihr Geliebter ist, wie ich euch schon gesagt habe, in dem Thränen-Palast, in einem Grabmale mit einer Kuppel; und dieser Palast steht mit diesem Schlosse an der Vorderseite in Verbindung. Was die Zauberinn betrifft, so kann ich euch nicht genau sagen, wo sie sich aufhält; aber

alle Morgen mit Sonnenaufgange kommt sie, ihren Geliebten zu besuchen, nachdem sie an mir die blutige Züchtigung vollzogen hat, wovon ich euch gesagt habe; und ihr sehet wohl, daß ich eine so grausame Behandlung nicht abzuwehren vermag. Sie bringt ihm dann den Trank, das einzige Mittel, welches sein Leben bis daher erhalten hat; und hört nicht auf, sich über das Stillschweigen zu beklagen, welches er stets beobachtet, seitdem ich ihn verwundet habe.«

»Nicht genug zu beklagender Fürst,« erwiederte der Sultan, »man kann nicht lebhafter von eurem Unglücke gerührt seyn, als ich es bin. Niemals ist jemand so etwas Außerordentliches begegnet; es fehlt nur noch eins dabei: nämlich, die euch gebührende Rache; aber ich werde nichts unversucht lassen, um sie euch zu verschaffen.«

In der That, während der Sultan sich mit dem jungen Fürsten über diesen Gegenstand unterhielt, nachdem er ihm gesagt hatte, wer er wäre, und weshalb er in dieses Schloß gekommen, ersann er ein Mittel, ihn zu rächen, welches er ihm mittheilte. Sie kamen ihn Ansehung der Maaßregeln überein, welche zu nehmen wären, damit dieses Vorhaben gelänge, dessen Ausführung auf den folgenden Tag verschoben wurde.

Unterdessen, da es schon tief in der Nacht war, legte sich der Sultan etwas zu Ruhe. Der junge König aber brachte sie auf seine gewöhnliche Weise hin, in stäter Schlaflosigkeit; denn seit seiner Verzauberung konnte er nicht schla-

sen; jedoch diesesmal mit einiger Hoffnung, bald von seinen Leiden befreit zu werden.

Am folgenden Morgen, sobald es Tag wurde, stand der Sultan auf; und sogleich sein Vorhaben auszuführen, legte er sein Oberkleid, das ihn gehindert hätte, an einen verborgenen Ort, und ging hin zum Thränen-Palast.

Er fand ihn durch eine Unzahl von weißen Wachsfakeln erleuchtet, und ein köstlicher Geruch verbreitete sich aus vielen Rauchfässern von feinem Golde und bewundernswürdiger Arbeit, welche alle in der schönsten Ordnung aufgestellt waren.

Sobald er das Bette erblickte, auf welchem der Schwarze lag, zog er seinen Säbel, und nahm ohne Widerstand diesem Elenden das Leben, dessen Leichnam er in den Schloßhof schleifte, wo er ihn in einen Brunnen stürzte. Nach dieser That ging er hin und legte sich auf das Bette des Schwarzen, legte seinen Säbel neben sich unter der Decke, und blieb dort, um sein Werk zu vollenden.

Die Zauberinn erschien bald darauf. Ihr erstes Geschäft war, in das Zimmer zu gehen, wo der König der Schwarzen Inseln, ihr Gemahl, sich befand. Sie entkleidete ihn, und gab ihm die hundert Streiche mit dem Ochsenziemer auf die Schultern, mit einer Grausamkeit, die ohne Beispiel ist. Der arme Fürst mochte immerhin den Palast mit seinem Geschrei erfüllen, und sie auf die rührendste Weise von der Welt beschwören, Mitleid mit ihm zu haben, die Grausame hörte nicht auf zu schlagen, als bis

sie ihm die hundert Streiche gegeben hatte. »Du hast kein Mitleid mit meinem Geliebten gehabt,« erwiederte sie ihm, »du darfst auch keines von mir erwarten....«

Bei dieser Stelle bemerkte Scheherasade, daß es schon Tag war, so daß sie verhindert wurde, ihre Erzählung fortzusetzen.

»Mein Gott, liebe Schwester,« sagte Dinarsade, »das ist eine gar grausame Zauberinn! Aber sollen wir hier stehen bleiben? und willst du uns nicht erzählen, ob sie die verdiente Strafe empfing.« — »Meine liebe Schwester,» antwortete die Sultaninn, »ich wünsche nichts mehr, als sie dir morgen zu erzählen; aber du weißt, daß dies von dem Willen des Sultans abhängt.«

Nach dem, was Schachriar eben gehört hatte, war er weit entfernt, Scheherasade'n tödten zu lassen. »Im Gegentheil,« sagte er bei sich selber, »ich will ihr nicht das Leben nehmen, bevor sie diese erstaunliche Geschichte vollendet hat, und wenn deren Erzählung auch zwei Monat dauern sollte. Es steht ja doch immer in meiner Gewalt, den Schwur zu halten, den ich gethan habe.«

Dreißigste Nacht.

Dinarsade hatte nicht sobald bemerkt, daß es Zeit wäre die Sultaninn zu wecken, als sie sie bat, zu erzählen, was sich im Thränen-Palast zugetragen hätte.

Als Schachriar dieselbe Neugier, wie Dinarsade, bezeigt hatte, nahm die Sultaninn das

Wort, und setzte die Geschichte des jungen verzauberten Fürsten fort:

»Herr, nachdem die Zauberinn dem Könige, ihrem Gemahle, die hundert Streiche mit dem Ochsenziemer gegeben hatte, bekleidete sie ihn wieder mit dem groben Gewande von Ziegenhaaren, und mit dem brokatenen Rocke darüber. Sie ging hierauf zu dem Thränen-Palast, und indem sie hineintrat, erneute sie ihr Weinen, Schreien und Wehklagen; dann nahte sie sich dem Bette, wo sie ihren Geliebten noch liegen wähnte, und rief aus: »Welche Grausamkeit, auf solche Weise das Glück einer so zärtlichen und leidenschaftlichen Geliebten, als ich, gestört zu haben! O du, der mir vorwirfst, daß ich zu unmenschlich bin, wenn ich dich die Wirkungen meines Zornes empfinden lasse, grausamer Fürst, übertrifft deine Unmenschlichkeit nicht die meiner Rache? Verräther! indem du demjenigen, den ich anbete, nach dem Leben trachtetest, hast du mir da nicht das meine geraubt? — Ach!« fügte sie hinzu, indem sie ihre Worte an den Sultan richtete, zu dem Schwarzen zu sprechen wähnend, »meine Sonne, mein Leben, willst du immerdar dieses Stillschweigen beobachten? Bist du gesonnen mich sterben zu lassen, ohne den Trost, mir noch einmal zu sagen, daß du mich liebst? Meine Seele, sage mir wenigstens nur ein Wort, ich beschwöre dich darum.«

Da stellte sich der Sultan, als ob er aus einem tiefen Schlaf erwachte, und indem er die Sprache der Schwarzen nachahmte, antwortete er der Königinn mit ernster Stimme: »Es gibt

keine andere Kraft und Gewalt, als in Gott allein, welcher der Allmächtige ist.«

Bei diesen Worten, deren sie sich nicht versah, that die Zauberinn einen lauten Schrei, im Uebermaaß ihrer Freude: »Mein theurer Herr,« rief sie aus, »täusche ich mich nicht? Ist es denn wahr, daß ich dich höre, und daß du zu mir redest?« — »Unglückliche,« fuhr der Sultan fort, »bist du wohl würdig, daß ich auf deine Reden antworte?« — »Und warum,« erwiederte die Königinn, »machst du mir diesen Vorwurf?« — »Das Geschrei,« versetzte er, »die Thränen und Seufzer deines Mannes, welchen du täglich so unwürdig und grausam behandelst, verhindern mich Nacht und Tag am Schlafe. Ich würde längst schon geheilt seyn, und den Gebrauch der Sprache wiedererlangt haben, wenn du ihn entzaubert hättest: dies ist die Ursache des Stillschweigens, das ich beobachte und darüber du dich beklagst.« — »Wohlan, sagte die Zauberinn; »um dich zu beruhigen, will ich thun, was du gebietest: willst du, daß ich ihm seine vorige Gestalt wiedergebe?« — »Ja,« antwortete der Sultan, »und beeile dich, ihn in Freiheit zu setzen, damit ich nicht mehr durch sein Geschrei belästigt werde.«

Die Zauberinn ging sogleich aus dem Thränen-Palast. Sie nahm eine Schale voll Wasser, sprach darüber einige Worte aus, welche es sieden machten, als wenn es auf dem Feuer gewesen wäre. Sie ging darauf in den Saal, in welchem der junge König, ihr Gemahl, sich befand; bespritzte ihn mit diesem Wasser, und sprach dazu:

»Wenn der Schöpfer aller Dinge dich so gebildet hat, wie du gegenwärtig bist, oder wenn er auf dich zürnt, so verwandle dich nicht: wenn du aber nur durch die Kraft meiner Bezauberung in diesem Zustande bist, so nimm deine ursprüngliche Gestalt wieder an, und werde wieder derjenige, der du zuvor warst.«

Kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, als der Fürst in seinen vorigen Zustand hergestellt, frei aufstand, mit aller Freude, die man sich vorstellen kann, und Gott dafür dankte. Die Zauberinn nahm wieder das Wort, und sprach zu ihm: »Geh, entferne dich aus diesem Schlosse, und komme nie wieder hieher, oder es kostet dich das Leben.«

Der junge König, der Nothwendigkeit weichend, entfernte sich von der Zauberinn, ohne zu antworten, und begab sich an einen abgelegenen Ort, wo er geduldig den Erfolg des Unternehmens erwartete, dessen Ausführung der Sultan schon so glücklich begonnen hatte.

Unterdessen kehrte die Zauberinn zurück in den Thränen-Palast; und beim Eintreten sagte sie, immer noch im Wahne zu dem Schwarzen zu sprechen: »Theurer Geliebter, ich habe gethan, was du mir geboten hast: nichts hindert euch nun mehr aufzustehen, und mir so eine Genugthuung zu geben, deren ich schon so lange Zeit beraubt bin.«

Der Sultan fuhr fort, die Sprache der Schwarzen nachzumachen, und antwortete ihr mit unwilligem Tone: »Was du jetzt gethan hast, ist nicht hinreichend mich zu heilen; du hast nur einen Theil des Uebels weggeschafft, es muß bis

auf die Wurzel vertilgt werden.« — »Mein liebenswürdiger Schwarzer,« fuhr sie fort, »was verstehst du unter der Wurzel?« — »Unglückliche, erwiederte der Sultan, »verstehst du nicht, daß ich diese Stadt mit ihren Einwohnern und die vier Schwarzen Inseln meine, welche du durch deine Verzauberungen zerstört hast? Alltäglich um Mitternacht heben die Fische ihre Köpfe aus dem Teich empor, und schreien um Rache gegen mich und dich. Das ist der wahre Grund der Verspätung meiner Genesung. Geh eilends, alle diese Dinge in ihren vorigen Zustand herzustellen; und bei deiner Rückkehr werde ich dir die Hand geben, und du wirst mir helfen aufzustehen.«

Die Zauberinn, erfüllt von der Hoffnung, welche diese Worte ihr erregten, und entzückt vor Freude, rief aus: »Mein Herz, meine Seele, du sollst alsbald deine Gesundheit wieder haben; denn ich will thun, was du mir gebietest.«

In der That ging sie augenblicklich hinaus; und als sie an das Ufer des Teiches gekommen war, schöpfte sie ein wenig Wasser in ihre Hand, und sprengte es darüber aus.....«

Scheherasade sah bei dieser Stelle, daß es Tag war, und wollte nicht weiter reden.

Dinarsade sprach zu der Sultaninn: »Meine Schwester, ich habe große Freude darüber, den jungen König der Schwarzen Inseln entzaubert zu wissen; und ich sehe die Stadt und die Einwohner schon in ihren vorigen Zustand hergestellt: aber ich bin voll Ungeduld, zu vernehmen, was aus der Zauberinn wird.«

»Habe noch ein wenig Geduld,« antwortete

die Sultaninn; »morgen sollst du die verlangte Genugthuung haben, wenn der Sultan, mein Herr, darein willigt.«

Schachriar, der, wie schon gesagt ist, hierüber seinen Entschluß gefaßt hatte, stand auf, um an seine Geschäfte zu gehen.

Ein und dreißigste Nacht.

Scheherasade säumte nicht, ihr Versprechen zu halten, und begann die Erzählung von dem Schicksale der Königinn Zauberinn folgendermaßen:

»Die Zauberinn hatte nicht sobald einige Worte über die Fische und den Teich ausgesprochen, als die Stadt auf der Stelle wieder erschien. Die Fische wurden zu Männern, Weibern und Kindern, Mahomedanern, Christen, Persern und Juden, Freien und Sklaven: kurz, jeder nahm seine natürliche Gestalt wieder an. Die Häuser und Läden füllten sich alsbald wieder mit ihren Einwohnern, welche darin alle Sachen in derselben Lage und Ordnung fanden, worin sie vor der Verzauberung waren.

Das zahlreiche Gefolge des Sultans, welches sich mitten auf dem großen Platze gelagert fand, war nicht wenig erstaunt, sich in einem Augenblicke mitten in eine schöne, weite und volkreiche Stadt versetzt zu sehen.

Als die Zauberinn diese wunderbare Verwandlung vollbracht hatte, begab sie sich eilends wieder nach dem Thränen-Palast, um die Früchte

davon einzuernten. »Mein geliebter Herr,« rief sie im Eintreten aus, »ich komme mich mit dir über die Wiederkehr deiner Gesundheit zu freuen; ich habe alles gethan, was du von mir gefordert hast: stehe also auf, und reiche mir die Hand.« — »Komm her,« sagte der Sultan zu ihr, immerfort die Sprache der Schwarzen nachahmend. Sie näherte sich. »Es ist noch nicht genug,« fuhr er fort, »komm noch näher.« Sie folgte. Da erhob er sich, und ergriff sie so ungestüm bei dem Arme, daß sie nicht Zeit hatte, sich zu besinnen; und mit einem Streiche seines Säbels hieb er ihren Leib in zwei Stücke.

Als dies vollbracht war, ließ er den Leichnam dort liegen, trat aus dem Thränen-Palast, und eilte zu dem jungen Fürsten der Schwarzen Inseln, der ihn mit Ungeduld erwartete. »Fürst,« sprach er zu ihm, indem er ihn umarmte, »ihr habt nichts mehr zu fürchten: eure grausame Feindinn ist nicht mehr.»

Der junge Fürst dankte dem Sultan auf eine Weise, welche zeigte, daß sein Herz von Erkenntlichkeit erfüllt war; und zum Lohne für den so wichtigen Dienst, welchen er ihm geleistet hatte, wünschte er ihm ein langes Leben in aller Glückseligkeit.

»Ihr könnt fortan,« sagte der Sultan zu ihm, »ruhig in eurer Hauptstadt wohnen, wenn ihr nicht etwa in die meine kommen wollt, welche ihr so nahe liegt: ich werde euch mit Vergnügen darin empfangen, und ihr sollt darin nicht minder geachtet und geehrt werden, als in der euren.« —

»Mächtiger Sultan,« antwortete der König, »ihr glaubt also sehr nahe bei eurer Hauptstadt zu seyn?« — »Ja,« erwiederte der Sultan, »ich glaube; es sind nicht mehr als vier oder fünf Stunden Weges.« — »Es ist eine Reise von einem ganzen Jahre,« fuhr der König fort. »Ich will wohl glauben, daß ihr von eurer Hauptstadt in so kurzer Zeit hieher gekommen seyd, wie ihr sagt, weil die meine verzaubert war; aber seitdem sie es nicht mehr ist, so haben sich die Dinge sehr geändert. Das soll mich aber nicht hindern, euch zu folgen, und wäre es bis an die äußersten Enden der Erde. Ihr seyd mein Befreier; und um euch mein Lebelang meine Erkenntlichkeit zu bezeigen, so will ich euch begleiten, und ohne Bedauern mein Königreich verlassen.«

Der Sultan war außerordentlich überrascht, zu vernehmen, daß er so fern von seinen Staaten wäre, und er begriff nicht, wie das zugehen konnte. Aber der junge König der Schwarzen Inseln überzeugte ihn so gut von dieser Möglichkeit, daß er nicht mehr daran zweifelte. »Es verschlägt nichts,« sagte darauf der Sultan: »die Mühe der Heimkehr in meine Staaten ist hinlänglich belohnt durch die Genugthuung, euch gedient, und mir in euch einen Sohn erworben zu haben; denn, weil ihr mir die Ehre anthun wollt, mich zu begleiten, und ich keine Kinder habe, so betrachte ich euch als solchen; und ich ernenne euch von heut an zu meinem Erben und Nachfolger.«

Die Unterhaltung des Sultans und des Kö-

nigs der Schwarzen Inseln endigte mit den zärtlichsten Umarmungen; worauf der junge König nur auf die Vorbereitungen zu seiner Abreise bedacht war. Diese waren binnen drei Wochen vollendet, zum großen Leidwesen seines ganzen Hofes und seiner Unterthanen, welche von seiner Hand einen seiner nahen Verwandten zum König empfingen.

Kurz, der Sultan und der junge Prinz begaben sich auf den Weg, mit hundert Kameelen, welche mit unschätzbaren Reichthümern aus den Kammern des jungen Königs beladen waren; und diesen begleiteten funfzig trefflich berittene und ausgerüstete Ritter. Ihre Reise war glücklich; und als der Sultan, welcher Eilboten vorausgesandt hatte, um Nachricht zu geben von seiner Entfernung und dem Abenteuer, das davon die Ursache war, in der Nähe seiner Hauptstadt anlangte, kamen die vornehmsten Beamten, welche er dort zurückgelassen hatte, ihm zum Empfange entgegen, und versicherten ihn, daß seine lange Abwesenheit keine Veränderung in seinem Reiche herbeigeführt hätte. Die Einwohner kamen auch haufenweise heraus, empfingen ihn mit lautem Jubel, und stellten Freudenfeste an, welche mehrere Tage währten.

Am folgenden Morgen nach seiner Heimkunft machte der Sultan allen seinen versammelten Hofleuten einen sehr umständlichen Bericht von den Begebenheiten, welche wider seine Erwartung, seine Abwesenheit so verlängert hatten. Er erklärte ihnen demnächst die Annahme des Königs der vier Schwarzen Inseln an Kindes-

statt, welcher gern ein großes Königreich verlassen hätte, um ihn zu begleiten und bei ihm zu bleiben. Endlich, um ihre Treue zu belohnen, die sie ihm alle bewahrt hatten, gab er ihnen reiche Geschenke, im Verhältnisse des Ranges, welchen jeder an seinem Hofe einnahm.

Was den Fischer betrifft, welcher der erste Anlaß der Befreiung des jungen Königs war, so überhäufte ihn der Sultan mit Gütern, und machte ihn nebst seiner Familie sehr glücklich für ihre übrige Lebenszeit.«

Scheherasade endigte hier das Mährchen von dem Fischer und dem Geiste. Dinarsade bezeugte, daß es ihr unendliches Vergnügen gemacht hätte. Und als auch Schachriar ihr dieselbe Genugthuung bezeugt hatte, sagte Scheherasade, daß sie noch ein viel schöneres Mährchen wüßte, und wenn der Sultan es erlaubte, so wollte sie es in der nächsten Nacht erzählen; denn der Tag brach schon an.

Schachriar, neugierig, ob dieses Mährchen wirklich so anmuthig wäre, als sie verhieß, stand mit dem Entschlusse auf, es in der folgenden Nacht zu hören.

Zwei und dreißigste Nacht.

Dinarsade vergaß nicht, ihrer Gewohnheit nach, als es Zeit war, die Sultaninn zu wecken, und Scheherasade, ohne ihr zu antworten, begann sogleich eine ihrer schönen Erzählungen.

Geschichte der drei Kalender, Königssöhne, und der fünf Frauen zu Bagdad.

»Herr,« sagte sie, an den Sultan das Wort richtend, »unter der Herrschaft des Chalyfen Harun Arreschyd 22), lebte zu Bagdad ein Lastträger, welcher, ungeachtet seines niedrigen und mühsamen Gewerbes, ein Mann von Geist und heiterer Laune war.

Eines Morgens, als er, wie gewöhnlich mit einem großen Flechtkorbe, auf seinem Platze stand, und wartete, ob jemand seiner Dienste bedürfte, trat eine junge Frau von schönem Wuchse, mit einem Schleier von Musselin, zu ihm heran, und sprach zu ihm auf freundliche Weise:

»Höre, Träger, nimm deinen Korb, und folge mir.«

Der Träger, hocherfreut über diese wenigen so anmuthig ausgesprochenen Worte, nahm sogleich seinen Korb, setzte ihn auf den Kopf, und

folgte der Frau, indem er ausrief: »O glückli-
cher Tag! O Tag der guten Begegniß!«

Bald stand die Frau vor einer verschlossenen Thüre still, und klopfte an. Ein durch seinen langen weißen Bart ehrwürdiger Christ öffnete, und sie gab ihm Geld in die Hand, ohne ihm ein einziges Wort zu sagen. Aber der Christ, der wohl wußte, was sie verlangte, ging wieder hinein, und bald darauf brachte er einen großen Krug voll trefflichen Weines. »Nimm diesen Krug, sagte die Frau zu dem Träger, und setze ihn in deinen Korb.«

Als dieses geschehen war, hielt sie bei der Bude einer Frucht- und Blumenhändlerinn an, und wählte hier verschiedene Arten von Aepfeln, Aprikosen, Pfirsichen, Quitten, Limonen, Zitronen, Orangen, Myrten, Basilien, Lilien, Jasmin, und einige andere Arten von Blumen, und wohlriechenden Kräutern. Sie befahl dem Träger, auch dies alles in seinen Korb zu legen, und ihr zu folgen.

Als sie hierauf an einen Fleischscharrn kam, ließ sie sich fünf und zwanzig Pfund des schönsten Fleisches, das dort zu finden war, abwägen; welches der Träger ebenfalls in seinen Korb legen mußte.

An einem andern Laden kaufte sie Kapern, Estragon, kleine Gurken, Meerfenchel, und andere Kräuter, alle in Weinessig eingemacht; an einem andern, Pistazien, Wallnüsse, Haselnüsse, Pinichen, Mandeln, und andere ähnliche Früchte; und noch an einem andern, alle Arten von Mandelgebäcke.

Indem der Träger alle diese Sachen in seinen Korb legte, und bemerkte, daß er sich füllte, sagte er zu der Frau: »Meine gute Frau, ihr hättet mir vorhersagen sollen, daß ihr solche Vorräthe einkaufen wolltet, so hätte ich ein Pferd oder vielmehr ein Kameel genommen, sie zu tragen. Ich werde bald viel über meine volle Ladung haben, wenn ihr noch mehr kaufet.« Die Frau lachte über diesen Scherz, und befahl abermals dem Träger ihr zu folgen.

Sie sprach bei einem Gewürzhändler ein, und versah sich hier mit allen Arten von wohlriechenden Wassern, Nägelein, Muskat, Pfeffer, Ingber, einem großen Stück grauen Ambra, und mehreren andern Indischen Gewürzen.

Hierauf gingen beide fort, bis sie an ein prächtiges Haus kamen, dessen Vorderseite mit schönen Säulen geschmückt, und dessen Thüre von Elfenbein war. Hier hielten sie an, und die Frau klopfte leise. . .«

Bei dieser Stelle bemerkte Scheherasade, daß es Tag war, und hielt inne.

»Im Ernste, meine Schwester,« sagte Dinarsade, »das ist ein Anfang, der die Neugier höchlich erregt. Ich glaube nicht, daß der Sultan sich des Vergnügens wird berauben wollen, den Verfolg zu hören.«

In der That erwartete Schachriar, weit entfernt den Tod der Sultaninn zu befehlen, mit Ungeduld die folgende Nacht, um zu vernehmen, was sich in dem Hause zutragen würde, von welchem sie erzählt hatte.

Drei und dreißigste Nacht.

Dinarsade erwachte vor Tage, und sprach also zu der Sultaninn:

»Meine Schwester, ich bitte dich, die gestern angefangene Geschichte fortzusetzen.«

Scheherasade erzählte sogleich folgendermaßen weiter:

»Während die junge Frau und der Lastträger warteten, daß die Thüre des Hauses geöffnet würde, stellte dieser mancherlei Betrachtungen an. Er war verwundert, daß eine so wohlgebildete Frau, als diese da, das Geschäft des Einkaufs besorgte; denn er erkannte wohl, daß sie keine Sklavinn war: ihr Wesen schien ihm zu edel, als daß er sie nicht für eine Freigeborene, ja selbst für eine vornehme Frau halten sollte. Er hätte ihr gern einige Fragen gethan, um ihren Stand zu erfahren: aber indem er sich anschickte, sie anzureden, erschien eine andere Frau, welche die Thüre zu öffnen kam, so schön, daß er ganz erstaunt darüber war, oder vielmehr er wurde von dem Glanz ihrer Reize so geblendet, daß er beinahe seinen Korb sammt allem, was darin war, hätte fallen lassen, so brachte dieser Anblick ihn außer sich. Er hatte niemals eine Schönheit gesehen, welche mit derjenigen zu vergleichen war, die hier vor seinen Augen stand.

Wie sich der Dichter hierüber ausdrückt:

»Wann sie lacht, so werden eingereihte Perlen sichtbar, oder Hagelkörner, oder A c k a n t.

Ihr Haar verbreitet sich gleich einer finstern

Nacht über eine Stirn, die den Glanz des hellen Tages beschämt.«

Die Frau, welche den Träger mitgebracht hatte, bemerkte die Verwirrung, welche in seiner Seele vorging, und auch die Ursache derselben. Diese Entdeckung belustigte sie, und es machte ihr so viel Vergnügen, die Haltung des Trägers zu beobachten, daß sie ganz vergaß, daß die Thüre offen war. »Tritt doch ein, meine Schwester,« sagte ihr die schöne Pförtnerinn; »was wartest du? Siehst du nicht, daß dieser arme Mensch so belastet ist, daß er nicht mehr kann.«

Als sie mit dem Träger eingetreten war, schloß die Frau, welche die Thüre geöffnet hatte, sie wieder zu; und alle drei gingen durch eine schöne Vorhalle, in einen geräumigen Hof, der von einer offenen Galerie umgeben war, welche unmittelbar in mehrere Zimmer von der äußersten Pracht führte. Im Hintergrunde dieses Hofes stand ein reich verzierter Sofa, in dessen Mitte ein Thron von Ambra, gestützt von vier Säulen von Ebenholz, geschmückt mit Diamanten und Perlen von außerordentlicher Größe, und bedeckt mit rothem goldgesticktem Atlas aus Indien, von bewundernswürdiger Arbeit. In der Mitte des Hofes war ein großes, von weißem Marmor eingefaßtes Becken, voll des klarsten Wassers, welches in Fülle dem Maule eines Löwen von vergoldetem Erze entströmte.

So beladen der Träger war, so konnte er sich doch nicht enthalten, die Pracht dieses Hauses und die Reinlichkeit, welche überall darin herrschte, zu bewundern. Aber was am meisten seine

Aufmerksamkeit auf sich zog, war eine dritte Frau, die ihm noch schöner erschien, als die zweite, und die auf dem Throne saß, von welchem ich erzählt habe. Sie stieg herab, sobald sie die beiden andern Frauen erblickte, und kam ihnen entgegen.

Aus der Ehrerbietung, welche die andern beiden für diese hier bezeigten, schloß der Träger, daß sie die vornehmste wäre; und er täuschte sich nicht. Diese Frau nannte sich Sobeïde; die die Thüre geöffnet hatte, hieß Safie, und Amine [23]) war der Name derjenigen, die die Vorräthe eingekauft hatte.

Sobeïde sagte zu den beiden andern, indem sie zu ihnen kam: »Meine Schwestern seht ihr nicht,« daß dieser ehrliche Mann fast unter der Last erliegt, welche er trägt? Was zaudert ihr, ihn derselben zu entledigen?«

Hierauf faßten Amine und Safie den Korb, die eine vorn, die andere hinten, und Sobeïde legte auch Hand an, und alle drei setzten ihn auf die Erde. Sie machten sich nun daran, ihn auszuleeren; und als dies geschehen war, zog die holdselige Amine Geld hervor und bezahlte den Lastträger sehr freigebig . . .«

Der anbrechende Tag legte Scheherasade'n bei dieser Stelle Stillschweigen auf, und ließ Schachriar in großem Verlangen, die Fortsetzung zu hören; was dieser Fürst bis zur folgenden Nacht verschob.

Vier und dreißigste Nacht.

In der folgenden Nacht wurde Dinarsade, von der Ungeduld aufgeweckt, den Verfolg der

angefangenen Geschichte zu hören, und sprach zu der Sultaninn:

»Meine Schwester, ich bitte dich, um Gotteswillen, erzähle aus, was die drei schönen Frauen mit allen den Vorräthen machten, welche Amine gekauft hatte.«

»Du sollst es erfahren,« antwortete Scheherasade, »wenn du mir aufmerksam zuhören willst.« Zugleich nahm sie diese Erzählung folgendermaßen wieder auf:

»Der Träger war sehr zufrieden mit dem Gelde, das er empfangen hatte, und sollte nun seinen Korb nehmen und heimgehen; aber er konnte sich nicht dazu entschließen: er fühlte sich unwillkürlich fest gehalten durch das Vergnügen, drei so seltene Schönheiten zu sehen, die ihm alle gleich reizend erschienen; denn Amine hatte nun auch ihren Schleier abgelegt, und er fand sie nicht minder schön, als die beiden andern. Was er aber nicht begreifen konnte, war, daß er keinen Mann in diesem Hause sah. Gleichwohl waren die meisten Sachen, welche er hergetragen hatte, wie die trocknen Früchte, und die verschiedenen Arten von Kuchen und Eingemachtem, nur für Leute passend, welche trinken und sich erlustigen wollten.

Sobeïde glaubte anfangs, daß der Träger stehen bliebe, um sich zu verschnaufen, als sie ihn aber zu lange verweilen sah, sagte sie zu ihm: »Was wartet ihr? seyd ihr nicht hinreichend bezahlt? — Meine Schwester,« fügte sie hinzu, indem sie sich zu Amine'n wandte, »gib ihm noch etwas, damit er zufrieden von hinnen gehe.«

»Gnädige Frau,« antwortete der Träger, »das ist nicht, was mich zurückhält; ich bin mehr als zu reichlich für meine Mühe bezahlt. Ich sehe wohl, daß ich eine Unhöflichkeit begangen habe, indem ich hier länger blieb, als ich sollte; aber ich hoffe, ihr werdet die Güte haben, und sie meiner Verwunderung verzeihen, daß ich hier keinen Mann sehe bei drei Frauen von so ungemeiner Schönheit. Eine Gesellschaft von Frauen ohne Männer ist gleichwohl ein eben so trauriges Ding, als eine Gesellschaft von Männern ohne Frauen.« Er begleitete diese Rede noch mit mehreren sehr ergetzlichen Wendungen, um seine Behauptung zu beweisen. Er vergaß auch nicht, sich auf das Sprichwort in Bagdad zu berufen, daß man nicht gut tafelt, wenn man nicht zu Vieren ist; und er beschloß damit, weil sie nur ihrer drei wären, daß ihnen noch der vierte Mann fehlte. Zugleich bekräftigte er dies durch folgende Verse:

»Vier ist die Zahl, die zur Fröhlichkeit stimmt: eine Geige, eine Laute, eine Zither und eine Harfe.

Vier Wohlgerüche treten ihnen bei: Rosen, Myrten, Levkojen und Lilien.

Viere gesellen sich zu diesen am besten: Wein, junges Blut, Liebe und Geld.«

Die Frauen lachten über die Reden des Trägers. Hierauf sagte aber Sobeïde ernsthaft zu ihm: »Mein Freund, ihr treibt eure Unbescheidenheit ein wenig zu weit; aber obschon ihr nicht verdient, daß ich mich auf Erklärungen gegen euch einlasse, so will ich euch gleichwohl sagen, daß wir drei Schwestern sind, und ein so zu-

rückgezogenes Leben führen, daß niemand etwas davon weiß. Wir haben einen zu wichtigen Grund, uns zu hüten, daß ein unbescheidener darum wisse; und ein guter Schriftsteller, den wir gelesen haben, sagt:

»Bewahre dein Geheimniß, und entdecke es niemand: wer es entdeckt, ist nicht mehr Herr davon.

Wenn dein eigener Busen dein Geheimniß nicht behalten kann, wie sollte der Busen desjenigen, dem du es vertraut hast, es behalten können?«

»Schöne Frauen,« fuhr der Träger fort, »nach eurem Ansehen allein habe ich euch gleich für sehr ausgezeichnete Personen erkannt; und ich sehe, daß ich mich nicht getäuscht habe. Obwohl das Glück mir nicht so viel Güter zugetheilt hat, um mich zu einem höhern Gewerbe, als das meinige, zu erheben, so habe ich doch nicht unterlassen, so viel ich konnte, meinen Geist zu bilden, durch Lesen wissenschaftlicher und geschichtlicher Bücher; und ihr werdet mir erlauben, euch zu sagen, daß ich in einem andern Schriftsteller auch einen andern Spruch gelesen, den ich immer bewährt gefunden habe:

»Wir verbergen unser Geheimniß nur vor Leuten,« sagt er, »die aller Welt als unbescheidene bekannt sind, und unser Vertrauen mißbrauchen würden; aber wir haben kein Bedenken, es den Verständigen zu entdecken, weil wir überzeugt sind, daß sie es bewahren werden.«

»Ein Geheimniß ist bei mir in eben so großer Sicherheit, als wenn es in einer Kammer wäre,

deren Schlüssel verloren und deren Thüre wohl versiegelt ist.«

Sobeïde erkannte wohl, daß es dem Träger nicht an Geist fehlte; aber in der Meinung, daß er Lust hätte, an dem Male Theil zu nehmen, womit sie sich bewirthen wollten, erwiederte sie ihm lächelnd: »Ihr wißt, daß wir uns ein Mal bereiten; ihr wißt aber auch, daß wir eine ansehnliche Ausgabe gemacht haben: es wäre also unbillig, wenn ihr daran Theil nehmen wolltet, ohne dazu beigesteuert zu haben.«

Die schöne Safie bekräftigte den Ausspruch ihrer Schwester, und sagte zu dem Träger: »Mein Freund, habt ihr nie gehört, was man insgemein sagt:

»Bringst du was mit, so giltst du was bei uns; bringst du nichts, so geh' weiter mit nichts.«

Der Träger wäre, trotz seiner Beredsamkeit, vielleicht doch gezwungen gewesen, mit Beschämung abzuziehen, wenn Amine sich nicht eifrig seiner angenommen, und zu Sobeïde'n und Safie'n gesagt hätte: »Meine lieben Schwestern, ich beschwöre euch, zu erlauben, daß er bei uns bleibe: ich brauche euch nicht zu sagen, daß er uns belustigen wird; ihr sehet wohl, daß er dessen fähig ist. Ich versichere euch, ohne seinen guten Willen, seine Leichtigkeit und seinen guten Muth mir zu folgen, wäre es mir nicht möglich gewesen, so viel in so kurzer Zeit einzukaufen. Uebrigens, wenn ich euch alle die Artigkeiten wiederholen wollte, welche er mir unterwegs gesagt hat, so würdet ihr keinesweges verwundert seyn über den Schutz, den ich ihm angedeihen lasse.

Bei diesen Worten Aminens fiel der Träger, entzückt vor Freuden, vor ihr auf die Knie, küßte die Erde zu den Füßen dieser reizenden Person; und indem er aufstand sagte er zu ihr: »Meine liebenswürdige Herrinn, ihr habt heute mein Glück begonnen, ihr vollendet es jetzo durch eine so großmüthige Handlung: ich kann nicht genug euch meine Erkenntlichkeit bezeigen. — Uebrigens, gnädige Frauen,« fügte er hinzu, indem er sich an die drei Schwestern zusammen wandte, »wenn ihr mir eine so große Ehre erweiset, so fürchtet nicht, daß ich sie mißbrauche und es so ansehe, als wenn ich sie verdiene: nein, ich werde mich immer als euern demüthigen Sklaven betrachten.«

Indem er also sprach, wollte er das Geld zurückgeben, das er empfangen hatte; aber die ernste Sobeïde befahl ihm, es zu behalten. »Was einmal aus unsern Händen gekommen ist,« sagte sie, »zur Belohnung derjenigen, die uns Dienste geleistet haben, das kehrt nie wieder darin zurück.«

Die aufsteigende Morgenröthe gebot an dieser Stelle Scheherasade'n Stillschweigen.

Dinarsade, die mit großer Aufmerksamkeit zuhörte, war sehr verdrießlich darüber; doch konnte sie sich trösten, weil der Sultan, neugierig zu wissen, was zwischen den drei schönen Frauen und dem Lastträger vorgehen würde, die Fortsetzung dieser Geschichte auf die folgende Nacht verschob, und aufstand, um seine gewöhnlichen Geschäfte zu besorgen.

Fünf und dreißigste Nacht.

Dinarsade unterließ in der folgenden Nacht nicht, ihre Schwester aufzufordern, die wundersame Geschichte fortzusetzen, die sie angefangen hatte.

Scheherasade nahm darauf das Wort, und sich zu dem Sultan wendend, sprach sie: Herr, mit eurer Erlaubniß, will ich die Neugier meiner Schwester befriedigen.«

Zugleich nahm sie die Geschichte der drei Kalender [24]) wieder auf:

»Sobeïde wollte also das Geld von dem Träger nicht wiedernehmen. »Aber, mein Freund,« sagte sie zu ihm, »wenn wir bewilligen, daß ihr bei uns bleibet, so kündige ich euch an, daß es nicht bloß unter der Bedingung geschieht, verschwiegen zu seyn, wie wir von euch gefordert haben, wir bedingen auch noch, daß ihr genau die Regeln der Wohlanständigkeit und Ehrerbietigkeit beobachtet.«

Während sie also sprach, legte die reizende Amine ihr Staatskleid ab, schürzte ihren Rock mit dem Gürtel, um sich freier bewegen zu können, und bereitete den Tisch; sie trug mehrere Gerichte auf, und besetzte einen Schenktisch mit Weinflaschen und goldenen Schalen. Darnach setzten sich die Frauen, und ließen den Träger neben ihnen sitzen, der über alle Beschreibung glücklich war, sich mit drei Personen von so außerordentlicher Schönheit am Tische zu sehen.

Nach dem ersten Bissen nahm Amine, die sich zu dem Schenktische gesetzt hatte, eine Flasche

und eine Schale, schenkte sich ein, und trank zuerst, nach Gewohnheit der Araber. Alsdann schenkte sie ihren Schwestern ein, welche eine nach der andern tranken: hierauf füllte sie zum viertenmale die Schale, und bot sie dem Träger, welcher, indem er sie annahm, Amine'n die Hand küßte, und bevor er trank, ein Lied sang, dessen Inhalt war: daß wie der Wind die Wohlgerüche der duftenden Gegenden, die er durchstreicht, mit sich führt, ebenso der Wein, den er aus ihrer Hand empfing, dadurch einen köstlicheren Geschmack erhielte, als er von Natur hätte.

Dieser Anfang erfreute die Frauen, welche hierauf auch sangen. Kurz, die Gesellschaft war sehr aufgeräumt, während des Males, welches sehr lange dauerte, und von allem begleitet war, was es angenehm machen konnte.

Der Tag war beinahe zu Ende, als Safie im Namen der drei Frauen das Wort nahm, und zu dem Träger sagte: »Stehet auf und geht, es ist Zeit, euch zu entfernen.«

Der Träger konnte sich nicht entschließen, sie zu verlassen und antwortete: »Ei, schöne Frauen, wo soll ich hingehen, in dem Zustande, worin ich mich befinde? Ich bin durch euren Anblick und den Trunk meiner nicht mehr mächtig: ich werde nimmer den Weg nach meinem Hause finden. Vergönnet mir die Nacht, wieder zu mir zu kommen: ich will sie zubringen, wo es euch beliebt. In kürzerer Zeit vermag ich mich nicht wieder in den Zustand herzustellen, in welchem ich war, als ich bei euch eintrat: und dann noch

bin ich ungewiß, ob ich nicht den besseren Theil von mir hier zurücklasse.«

Amine redete abermals dem Träger das Wort, und sagte: »Meine Schwestern, er hat Recht; ich bin mit seiner Forderung wohlzufrieden. Er hat uns gut genug unterhalten; wenn ihr mir folgen wollt, oder vielmehr, wenn ihr mich so liebt, wie ich davon überzeugt bin, so behalten wir ihn hier und lassen ihn den Abend mit uns zubringen.« —

»Meine Schwester,« antwortete Sobeïde, »wir können eurer Bitte nichts versagen. — Träger,« fuhr sie fort, indem sie sich zu ihm wandte, »wir wollen euch gern auch noch diese Gunst erzeigen; wir machen aber dabei eine neue Bedingung. Was wir auch in eurer Gegenwart vornehmen mögen, uns selber oder etwas anderes betreffend, hütet euch wohl, nur den Mund zu öffnen, um uns über den Grund davon zu befragen, denn wenn ihr über Dinge, die euch keinesweges angehen, Fragen an uns thätet, so möchtet ihr etwas hören, das euch nicht gefiele. Drum nehmet euch in Acht, und seyd nicht zu neugierig, die Beweggründe unserer Handlungen erforschen zu wollen.

»Herrinn,« antwortete der Träger, »ich verspreche euch, diese Bedingung mit solcher Gewissenhaftigkeit zu beobachten, daß ihr nicht Ursache haben sollt, über eine Verletzung derselben, und noch weniger auch über meine Unbescheidenheit zu beschweren. Meine Zunge soll bei dieser Gelegenheit unbeweglich seyn, und meine Augen

sollen wie ein Spiegel seyn, welcher nichts von den Gegenständen behält, die er empfängt.«

»Um euch zu überzeugen,« fuhr Sobeïde mit sehr ernsthafter Miene fort, daß das, was wir von euch verlangen, nicht eine neue Einrichtung bei uns ist, so stehet auf und leset, was über unserer Thüre hier innerhalb geschrieben steht.«

Der Träger ging und las folgende Worte, die in großen goldenen Buchstaben geschrieben waren:

»Wer von Dingen redet, die ihn nichts angehen, hört, was ihm nicht gefällt.«

Er kam hierauf zurück zu den drei Schwestern, und sagte zu ihnen: »Schöne Frauen, ich schwöre euch, daß ihr mich von keiner Sache sollt reden hören, welche mich nichts angeht, und wobei euer Vortheil im Spiele seyn könnte.«

Nachdem dieser Vertrag gemacht war, brachte Amine das Abendessen, und als sie den Saal mit einer großen Anzahl von Kerzen erleuchtet hatte, welche, mit Aloeholz und grauem Ambra zubereitet, einen angenehmen Geruch verbreiteten und eine schöne Erleuchtung machten, setzte sie sich mit ihren Schwestern und den Träger zu Tische. Sie fingen an, zu essen, zu trinken, zu singen und Verse herzusagen. Die Frauen hatten ihr Vergnügen daran, den Träger zu berauschen, unter dem Vorwande, ihn auf ihre Gesundheit trinken zu lassen. Scherzreden wurden nicht gespart; kurz sie waren alle bei der heitersten Laune von der Welt, als sie an die Thüre klopfen hörten.....«

Bei dieser Stelle war Scheherasade genöthigt ihre Erzählung abzubrechen, weil sie den Tag anbrechen sah.

Der Sultan zweifelte nicht, daß die Fortsetzung dieser Geschichte auch gehört zu werden verdiente, verschob sie bis auf die folgende Nacht und stand auf.

Sechs und dreißigste Nacht.

Gegen das Ende der folgenden Nacht, sprach Dinarsade zu der Sultaninn:

»Meine Schwester, ich habe die größte Ungeduld, die Geschichte dieser schönen Mädchen zu hören, und wer an ihre Thür klopfte.«

»Du sollst es erfahren,« antwortete Scheherasade; »ich versichere dich, daß, was ich dir jetzt erzählen werde, der Aufmerksamkeit des Sultans, meines Herrn, nicht unwürdig ist. Sobald die Frauen,« fuhr sie fort, »an die Thüre klopfen hörten, standen alle drei zugleich auf, um hinzugehen und zu öffnen; aber Safie, der dieses Geschäft eigentlich zustand, war die hurtigste. Die beiden andern Frauen, als sie sich zuvorgekommen sahen, blieben stehen, und warteten, bis sie zurückkäme, ihnen zu melden, wer noch so spät etwas bei ihnen zu thun haben könnte.

Safie kam wieder: »Meine Schwestern,« sagte sie, »es bietet sich eine schöne Gelegenheit dar, einen guten Theil der Nacht recht angenehm zuzubringen, und wenn ihr nun derselben Meinung seyd, so lassen wir sie nicht entschlü-

Indem der Träger alle diese Sachen in seinen Korb legte, und bemerkte, daß er sich füllte, sagte er zu der Frau: »Meine gute Frau, ihr hättet mir vorhersagen sollen, daß ihr solche Vorräthe einkaufen wolltet, so hätte ich ein Pferd oder vielmehr ein Kameel genommen, sie zu tragen. Ich werde bald viel über meine volle Ladung haben, wenn ihr noch mehr kaufet.« Die Frau lachte über diesen Scherz, und befahl abermals dem Träger ihr zu folgen.

Sie sprach bei einem Gewürzhändler ein, und versah sich hier mit allen Arten von wohlriechenden Wassern, Nägelein, Muskat, Pfeffer, Ingber, einem großen Stück grauen Ambra, und mehreren andern Indischen Gewürzen.

Hierauf gingen beide fort, bis sie an ein prächtiges Haus kamen, dessen Vorderseite mit schönen Säulen geschmückt, und dessen Thüre von Elfenbein war. Hier hielten sie an, und die Frau klopfte leise. . .«

Bei dieser Stelle bemerkte Scheherasade, daß es Tag war, und hielt inne.

»Im Ernste, meine Schwester,« sagte Dinarsade, »das ist ein Anfang, der die Neugier höchlich erregt. Ich glaube nicht, daß der Sultan sich des Vergnügens wird berauben wollen, den Verfolg zu hören.«

In der That erwartete Schachriar, weit entfernt den Tod der Sultaninn zu befehlen, mit Ungeduld die folgende Nacht, um zu vernehmen, was sich in dem Hause zutragen würde, von welchem sie erzählt hatte.

Drei und dreißigste Nacht.

Dinarsade erwachte vor Tage, und sprach also zu der Sultaninn:

»Meine Schwester, ich bitte dich, die gestern angefangene Geschichte fortzusetzen.«

Scheherasade erzählte sogleich folgendermaßen weiter:

»Während die junge Frau und der Lastträger warteten, daß die Thüre des Hauses geöffnet würde, stellte dieser mancherlei Betrachtungen an. Er war verwundert, daß eine so wohlgebildete Frau, als diese da, das Geschäft des Einkaufs besorgte; denn er erkannte wohl, daß sie keine Sklavinn war: ihr Wesen schien ihm zu edel, als daß er sie nicht für eine Freigeborene, ja selbst für eine vornehme Frau halten sollte. Er hätte ihr gern einige Fragen gethan, um ihren Stand zu erfahren: aber indem er sich anschickte, sie anzureden, erschien eine andere Frau, welche die Thüre zu öffnen kam, so schön, daß er ganz erstaunt darüber war, oder vielmehr er wurde von dem Glanz ihrer Reize so geblendet, daß er beinahe seinen Korb sammt allem, was darin war, hätte fallen lassen, so brachte dieser Anblick ihn außer sich. Er hatte niemals eine Schönheit gesehen, welche mit derjenigen zu vergleichen war, die hier vor seinen Augen stand.

Wie sich der Dichter hierüber ausdrückt:

»Wann sie lacht, so werden eingereihte Perlen sichtbar, oder Hagelkörner, oder A c k a n t.

Ihr Haar verbreitet sich gleich einer finstern

Nacht über eine Stirn, die den Glanz des hellen Tages beschämt.«

Die Frau, welche den Träger mitgebracht hatte, bemerkte die Verwirrung, welche in seiner Seele vorging, und auch die Ursache derselben. Diese Entdeckung belustigte sie, und es machte ihr so viel Vergnügen, die Haltung des Trägers zu beobachten, daß sie ganz vergaß, daß die Thüre offen war. »Tritt doch ein, meine Schwester,« sagte ihr die schöne Pförtnerinn; »was wartest du? Siehst du nicht, daß dieser arme Mensch so belastet ist, daß er nicht mehr kann.«

Als sie mit dem Träger eingetreten war, schloß die Frau, welche die Thüre geöffnet hatte, sie wieder zu; und alle drei gingen durch eine schöne Vorhalle, in einen geräumigen Hof, der von einer offenen Galerie umgeben war, welche unmittelbar in mehrere Zimmer von der äußersten Pracht führte. Im Hintergrunde dieses Hofes stand ein reich verzierter Sofa, in dessen Mitte ein Thron von Ambra, gestützt von vier Säulen von Ebenholz, geschmückt mit Diamanten und Perlen von außerordentlicher Größe, und bedeckt mit rothem goldgesticktem Atlas aus Indien, von bewundernswürdiger Arbeit. In der Mitte des Hofes war ein großes, von weißem Marmor eingefaßtes Becken, voll des klarsten Wassers, welches in Fülle dem Maule eines Löwen von vergoldetem Erze entströmte.

So beladen der Träger war, so konnte er sich doch nicht enthalten, die Pracht dieses Hauses und die Reinlichkeit, welche überall darin herrschte, zu bewundern. Aber was am meisten seine

Aufmerksamkeit auf sich zog, war eine dritte Frau, die ihm noch schöner erschien, als die zweite, und die auf dem Throne saß, von welchem ich erzählt habe. Sie stieg herab, sobald sie die beiden andern Frauen erblickte, und kam ihnen entgegen.

Aus der Ehrerbietung, welche die andern beiden für diese hier bezeigten, schloß der Träger, daß sie die vornehmste wäre; und er täuschte sich nicht. Diese Frau nannte sich Sobeïde; die die Thüre geöffnet hatte, hieß Safie, und Amine [23]) war der Name derjenigen, die die Vorräthe eingekauft hatte.

Sobeïde sagte zu den beiden andern, indem sie zu ihnen kam: »Meine Schwestern seht ihr nicht,« daß dieser ehrliche Mann fast unter der Last erliegt, welche er trägt? Was zaudert ihr, ihn derselben zu entledigen?«

Hierauf faßten Amine und Safie den Korb, die eine vorn, die andere hinten, und Sobeïde legte auch Hand an, und alle drei setzten ihn auf die Erde. Sie machten sich nun daran, ihn auszuleeren; und als dies geschehen war, zog die holdselige Amine Geld hervor und bezahlte den Lastträger sehr freigebig . . .«

Der anbrechende Tag legte Scheherasade'n bei dieser Stelle Stillschweigen auf, und ließ Schachriar in großem Verlangen, die Fortsetzung zu hören; was dieser Fürst bis zur folgenden Nacht verschob.

Vier und dreißigste Nacht.

In der folgenden Nacht wurde Dinarsade, von der Ungeduld aufgeweckt, den Verfolg der

angefangenen Geschichte zu hören, und sprach zu der Sultaninn:

»Meine Schwester, ich bitte dich, um Gotteswillen, erzähle aus, was die drei schönen Frauen mit allen den Vorräthen machten, welche Amine gekauft hatte.«

»Du sollst es erfahren,« antwortete Scheherasade, »wenn du mir aufmerksam zuhören willst.« Zugleich nahm sie diese Erzählung folgendermaßen wieder auf:

»Der Träger war sehr zufrieden mit dem Gelde, das er empfangen hatte, und sollte nun seinen Korb nehmen und heimgehen; aber er konnte sich nicht dazu entschließen: er fühlte sich unwillkürlich fest gehalten durch das Vergnügen, drei so seltene Schönheiten zu sehen, die ihm alle gleich reizend erschienen; denn Amine hatte nun auch ihren Schleier abgelegt, und er fand sie nicht minder schön, als die beiden andern. Was er aber nicht begreifen konnte, war, daß er keinen Mann in diesem Hause sah. Gleichwohl waren die meisten Sachen, welche er hergetragen hatte, wie die trocknen Früchte, und die verschiedenen Arten von Kuchen und Eingemachtem, nur für Leute passend, welche trinken und sich erlustigen wollten.

Sobeïde glaubte anfangs, daß der Träger stehen bliebe, um sich zu verschnaufen, als sie ihn aber zu lange verweilen sah, sagte sie zu ihm: »Was wartet ihr? seyd ihr nicht hinreichend bezahlt? — Meine Schwester,« fügte sie hinzu, indem sie sich zu Amine'n wandte, »gib ihm noch etwas, damit er zufrieden von hinnen gehe.«

»Gnädige Frau,« antwortete der Träger, »das ist nicht, was mich zurückhält; ich bin mehr als zu reichlich für meine Mühe bezahlt. Ich sehe wohl, daß ich eine Unhöflichkeit begangen habe, indem ich hier länger blieb, als ich sollte; aber ich hoffe, ihr werdet die Güte haben, und sie meiner Verwunderung verzeihen, daß ich hier keinen Mann sehe bei drei Frauen von so ungemeiner Schönheit. Eine Gesellschaft von Frauen ohne Männer ist gleichwohl ein eben so trauriges Ding, als eine Gesellschaft von Männern ohne Frauen.« Er begleitete diese Rede noch mit mehreren sehr ergetzlichen Wendungen, um seine Behauptung zu beweisen. Er vergaß auch nicht, sich auf das Sprichwort in Bagdad zu berufen, daß man nicht gut tafelt, wenn man nicht zu Vieren ist; und er beschloß damit, weil sie nur ihrer drei wären, daß ihnen noch der vierte Mann fehlte. Zugleich bekräftigte er dies durch folgende Verse:

»Vier ist die Zahl, die zur Fröhlichkeit stimmt: eine Geige, eine Laute, eine Zither und eine Harfe.

Vier Wohlgerüche treten ihnen bei: Rosen, Myrten, Levkojen und Lilien.

Viere gesellen sich zu diesen am besten: Wein, junges Blut, Liebe und Geld.«

Die Frauen lachten über die Reden des Trägers. Hierauf sagte aber Sobeïde ernsthaft zu ihm: »Mein Freund, ihr treibt eure Unbescheidenheit ein wenig zu weit; aber obschon ihr nicht verdient, daß ich mich auf Erklärungen gegen euch einlasse, so will ich euch gleichwohl sagen, daß wir drei Schwestern sind, und ein so zu-

rückgezogenes Leben führen, daß niemand etwas davon weiß. Wir haben einen zu wichtigen Grund, uns zu hüten, daß ein unbescheidener darum wisse; und ein guter Schriftsteller, den wir gelesen haben, sagt:

»Bewahre dein Geheimniß, und entdecke es niemand: wer es entdeckt, ist nicht mehr Herr davon,

Wenn dein eigener Busen dein Geheimniß nicht behalten kann, wie sollte der Busen desjenigen, dem du es vertraut hast, es behalten können?«

»Schöne Frauen,« fuhr der Träger fort, »nach eurem Ansehen allein habe ich euch gleich für sehr ausgezeichnete Personen erkannt; und ich sehe, daß ich mich nicht getäuscht habe. Obwohl das Glück mir nicht so viel Güter zugetheilt hat, um mich zu einem höhern Gewerbe, als das meinige, zu erheben, so habe ich doch nicht unterlassen, so viel ich konnte, meinen Geist zu bilden, durch Lesen wissenschaftlicher und geschichtlicher Bücher; und ihr werdet mir erlauben, euch zu sagen, daß ich in einem andern Schriftsteller auch einen andern Spruch gelesen, den ich immer bewährt gefunden habe:

»Wir verbergen unser Geheimniß nur vor Leuten,« sagt er, »die aller Welt als unbescheidene bekannt sind, und unser Vertrauen mißbrauchen würden; aber wir haben kein Bedenken, es den Verständigen zu entdecken, weil wir überzeugt sind, daß sie es bewahren werden.«

»Ein Geheimniß ist bei mir in eben so großer Sicherheit, als wenn es in einer Kammer wäre,

deren Schlüssel verloren und deren Thüre wohl versiegelt ist.«

Sobeïde erkannte wohl, daß es dem Träger nicht an Geist fehlte; aber in der Meinung, daß er Lust hätte, an dem Male Theil zu nehmen, womit sie sich bewirthen wollten, erwiederte sie ihm lächelnd: »Ihr wißt, daß wir uns ein Mal bereiten; ihr wißt aber auch, daß wir eine ansehnliche Ausgabe gemacht haben: es wäre also unbillig, wenn ihr daran Theil nehmen wolltet, ohne dazu beigesteuert zu haben.«

Die schöne Safie bekräftigte den Ausspruch ihrer Schwester, und sagte zu dem Träger: »Mein Freund, habt ihr nie gehört, was man insgemein sagt:

»Bringst du was mit, so giltst du was bei uns; bringst du nichts, so geh' weiter mit nichts.«

Der Träger wäre, trotz seiner Beredsamkeit, vielleicht doch gezwungen gewesen, mit Beschämung abzuziehen, wenn Amine sich nicht eifrig seiner angenommen, und zu Sobeïde'n und Safie'n gesagt hätte: »Meine lieben Schwestern, ich beschwöre euch, zu erlauben, daß er bei uns bleibe: ich brauche euch nicht zu sagen, daß er uns belustigen wird; ihr sehet wohl, daß er dessen fähig ist. Ich versichere euch, ohne seinen guten Willen, seine Leichtigkeit und seinen guten Muth mir zu folgen, wäre es mir nicht möglich gewesen, so viel in so kurzer Zeit einzukaufen. Uebrigens, wenn ich euch alle die Artigkeiten wiederholen wollte, welche er mir unterwegs gesagt hat, so würdet ihr keineswegs verwundert seyn über den Schutz, den ich ihm angedeihen lasse.

Bei diesen Worten Aminens fiel der Träger, entzückt vor Freuden, vor ihr auf die Knie, küßte die Erde zu den Füßen dieser reizenden Person; und indem er aufstand sagte er zu ihr: »Meine liebenswürdige Herrinn, ihr habt heute mein Glück begonnen, ihr vollendet es jetzo durch eine so großmüthige Handlung: ich kann nicht genug euch meine Erkenntlichkeit bezeigen. — Uebrigens, gnädige Frauen,« fügte er hinzu, indem er sich an die drei Schwestern zusammen wandte, »wenn ihr mir eine so große Ehre erweiset, so fürchtet nicht, daß ich sie mißbrauche und es so ansehe, als wenn ich sie verdiene: nein, ich werde mich immer als euern demüthigen Sklaven betrachten.«

Indem er also sprach, wollte er das Geld zurückgeben, das er empfangen hatte; aber die ernste Sobeïde befahl ihm, es zu behalten. »Was einmal aus unsern Händen gekommen ist,« sagte sie, »zur Belohnung derjenigen, die uns Dienste geleistet haben, das kehrt nie wieder darin zurück.«

Die aufsteigende Morgenröthe gebot an dieser Stelle Scheherasade'n Stillschweigen.

Dinarsade, die mit großer Aufmerksamkeit zuhörte, war sehr verdrießlich darüber; doch konnte sie sich trösten, weil der Sultan, neugierig zu wissen, was zwischen den drei schönen Frauen und dem Lastträger vorgehen würde, die Fortsetzung dieser Geschichte auf die folgende Nacht verschob, und aufstand, um seine gewöhnlichen Geschäfte zu besorgen.

Fünf und dreißigste Nacht.

Dinarsade unterließ in der folgenden Nacht nicht, ihre Schwester aufzufordern, die wundersame Geschichte fortzusetzen, die sie angefangen hatte.

Scheherasade nahm darauf das Wort, und sich zu dem Sultan wendend, sprach sie: Herr, mit eurer Erlaubniß, will ich die Neugier meiner Schwester befriedigen.«

Zugleich nahm sie die Geschichte der drei Kalender [24]) wieder auf:

»Sobeïde wollte also das Geld von dem Träger nicht wiedernehmen. »Aber, mein Freund,« sagte sie zu ihm, »wenn wir bewilligen, daß ihr bei uns bleibet, so kündige ich euch an, daß es nicht bloß unter der Bedingung geschieht, verschwiegen zu seyn, wie wir von euch gefordert haben, wir bedingen auch noch, daß ihr genau die Regeln der Wohlanständigkeit und Ehrerbietigkeit beobachtet.«

Während sie also sprach, legte die reizende Amine ihr Staatskleid ab, schürzte ihren Rock mit dem Gürtel, um sich freier bewegen zu können, und bereitete den Tisch; sie trug mehrere Gerichte auf, und besetzte einen Schenktisch mit Weinflaschen und goldenen Schalen. Darnach setzten sich die Frauen, und ließen den Träger neben ihnen sitzen, der über alle Beschreibung glücklich war, sich mit drei Personen von so außerordentlicher Schönheit am Tische zu sehen.

Nach dem ersten Bissen nahm Amine, die sich zu dem Schenktische gesetzt hatte, eine Flasche

und eine Schale, schenkte sich ein, und trank zuerst, nach Gewohnheit der Araber. Alsdann schenkte sie ihren Schwestern ein, welche eine nach der andern tranken: hierauf füllte sie zum viertenmale die Schale, und bot sie dem Träger, welcher, indem er sie annahm, Amine'n die Hand küßte, und bevor er trank, ein Lied sang, dessen Inhalt war: daß wie der Wind die Wohlgerüche der duftenden Gegenden, die er durchstreicht, mit sich führt, ebenso der Wein, den er aus ihrer Hand empfing, dadurch einen köstlicheren Geschmack erhielte, als er von Natur hätte.

Dieser Anfang erfreute die Frauen, welche hierauf auch sangen. Kurz, die Gesellschaft war sehr aufgeräumt, während des Males, welches sehr lange dauerte, und von allem begleitet war, was es angenehm machen konnte.

Der Tag war beinahe zu Ende, als Safie im Namen der drei Frauen das Wort nahm, und zu dem Träger sagte: »Stehet auf und geht, es ist Zeit, euch zu entfernen.«

Der Träger konnte sich nicht entschließen, sie zu verlassen und antwortete: »Ei, schöne Frauen, wo soll ich hingehen, in dem Zustande, worin ich mich befinde? Ich bin durch euren Anblick und den Trunk meiner nicht mehr mächtig: ich werde nimmer den Weg nach meinem Hause finden. Vergönnet mir die Nacht, wieder zu mir zu kommen: ich will sie zubringen, wo es euch beliebt. In kürzerer Zeit vermag ich mich nicht wieder in den Zustand herzustellen, in welchem ich war, als ich bei euch eintrat: und dann noch

bin ich ungewiß, ob ich nicht den besseren Theil von mir hier zurücklasse.«

Amine redete abermals dem Träger das Wort, und sagte: »Meine Schwestern, er hat Recht; ich bin mit seiner Forderung wohlzufrieden. Er hat uns gut genug unterhalten; wenn ihr mir folgen wollt, oder vielmehr, wenn ihr mich so liebt, wie ich davon überzeugt bin, so behalten wir ihn hier und lassen ihn den Abend mit uns zubringen.« —

»Meine Schwester,« antwortete Sobeïde, »wir können eurer Bitte nichts versagen. — Träger,« fuhr sie fort, indem sie sich zu ihm wandte, »wir wollen euch gern auch noch diese Gunst erzeigen; wir machen aber dabei eine neue Bedingung. Was wir auch in eurer Gegenwart vornehmen mögen, uns selber oder etwas anderes betreffend, hütet euch wohl, nur den Mund zu öffnen, um uns über den Grund davon zu befragen, denn wenn ihr über Dinge, die euch keinesweges angehen, Fragen an uns thätet, so möchtet ihr etwas hören, das euch nicht gefiele. Drum nehmet euch in Acht, und seyd nicht zu neugierig, die Beweggründe unserer Handlungen erforschen zu wollen.

»Herrinn,« antwortete der Träger, »ich verspreche euch, diese Bedingung mit solcher Gewissenhaftigkeit zu beobachten, daß ihr nicht Ursache haben sollt, über eine Verletzung derselben, und noch weniger auch über meine Unbescheidenheit zu beschweren. Meine Zunge soll bei dieser Gelegenheit unbeweglich seyn, und meine Augen

sollen wie ein Spiegel seyn, welcher nichts von den Gegenständen behält, die er empfängt.«

»Um euch zu überzeugen,« fuhr Sobeïde mit sehr ernsthafter Miene fort, daß das, was wir von euch verlangen, nicht eine neue Einrichtung bei uns ist, so stehet auf und leset, was über unserer Thüre hier innerhalb geschrieben steht.«

Der Träger ging und las folgende Worte, die in großen goldenen Buchstaben geschrieben waren:

»Wer von Dingen redet, die ihn nichts angehen, hört, was ihm nicht gefällt.«

Er kam hierauf zurück zu den drei Schwestern, und sagte zu ihnen: »Schöne Frauen, ich schwöre euch, daß ihr mich von keiner Sache sollt reden hören, welche mich nichts angeht, und wobei euer Vortheil im Spiele seyn könnte.«

Nachdem dieser Vertrag gemacht war, brachte Amine das Abendessen, und als sie den Saal mit einer großen Anzahl von Kerzen erleuchtet hatte, welche, mit Aloeholz und grauem Ambra zubereitet, einen angenehmen Geruch verbreiteten und eine schöne Erleuchtung machten, setzte sie sich mit ihren Schwestern und den Träger zu Tische. Sie fingen an, zu essen, zu trinken, zu singen und Verse herzusagen. Die Frauen hatten ihr Vergnügen daran, den Träger zu berauschen, unter dem Vorwande, ihn auf ihre Gesundheit trinken zu lassen. Scherzreden wurden nicht gespart; kurz sie waren alle bei der heitersten Laune von der Welt, als sie an die Thüre klopfen hörten....«

Bei dieser Stelle war Scheherasade genöthigt ihre Erzählung abzubrechen, weil sie den Tag anbrechen sah.

Der Sultan zweifelte nicht, daß die Fortsetzung dieser Geschichte auch gehört zu werden verdiente, verschob sie bis auf die folgende Nacht und stand auf.

Sechs und dreißigste Nacht.

Gegen das Ende der folgenden Nacht, sprach Dinarsade zu der Sultaninn:

»Meine Schwester, ich habe die größte Ungeduld, die Geschichte dieser schönen Mädchen zu hören, und wer an ihre Thür klopfte.«

»Du sollst es erfahren,« antwortete Scheherasade; »ich versichere dich, daß, was ich dir jetzt erzählen werde, der Aufmerksamkeit des Sultans, meines Herrn, nicht unwürdig ist. Sobald die Frauen,« fuhr sie fort, »an die Thüre klopfen hörten, standen alle drei zugleich auf, um hinzugehen und zu öffnen; aber Safie, der dieses Geschäft eigentlich zustand, war die hurtigste. Die beiden andern Frauen, als sie sich zuvorgekommen sahen, blieben stehen, und warteten, bis sie zurückkäme, ihnen zu melden, wer noch so spät etwas bei ihnen zu thun haben könnte.

Safie kam wieder: »Meine Schwestern,« sagte sie, »es bietet sich eine schöne Gelegenheit dar, einen guten Theil der Nacht recht angenehm zuzubringen, und wenn ihr nun derselben Meinung seyd, so lassen wir sie nicht entschlü-

pfen. Es stehen vor unserer Thüre drei Kalender; wenigstens erscheinen sie mir so nach ihrer Kleidung: aber was euch ohne Zweifel verwundern wird, sie sind alle drei blind auf dem rechten Auge, und haben den Kopf, den Bart und die Augenbraunen abgeschoren. Sie kommen, wie sie sagen, augenblicklich erst in Bagdad an, wo sie nie zuvor gewesen sind; und weil es Nacht ist, und sie kein Unterkommen wissen, so haben sie zufällig an unsere Thüre geklopft, und bitten uns, um Gotteswillen, die Barmherzigkeit zu haben und sie aufzunehmen. Es ist ihnen ganz gleichgültig, welchen Ort wir ihnen einräumen wollen, wenn sie nur unter Dach und Fach sind, sie wollen sich mit einem Stalle begnügen. Sie sind jung und ziemlich wohlgebildet, sie scheinen sogar viel Geist zu haben: aber ich kann nicht ohne zu lachen an ihre närrische und gleichförmige Gestalt denken.«

An dieser Stelle unterbrach Safie sich selber, und fing so herzlich an zu lachen, daß die beiden andern Schwestern und der Träger sich nicht enthalten konnten, mit zu lachen.

»Meine lieben Schwestern,« fuhr sie fort, »wollt ihr auch, daß wir sie eintreten lassen? Es ist unmöglich, daß wir mit solchen Leuten, wie ich sie euch geschildert habe, nicht den Tag noch besser beschließen sollten, als wir ihn angefangen haben. Sie werden uns sehr belustigen und uns nicht zur Last seyn, weil sie von uns nur ein Obdach für diese Nacht verlangen und ihre Absicht ist, uns zu verlassen, sobald es Tag wird.«

Sobeïde und Amine machten Schwierigkeit

Safie'n zu bewilligen, was sie verlangte, und diese wußte selber auch den Grund davon; sie bezeigte ihnen aber so große Lust, von ihnen diese Gunst zu erlangen, daß sie es ihr nicht versagen konnten.

»Geh denn,« sagte Sobeïde zu ihr, »und laß sie eintreten: aber vergiß nicht, sie zu warnen, daß sie über nichts reden, was sie nicht angeht, und sie die Inschrift über der Thüre lesen zu lassen.«

Auf diese Worte, lief Safie freudig hin, zu öffnen; und bald darnach kam sie in Begleitung der drei Fremden zurück.

Die Kalender machten beim Eintreten eine tiefe Verbeugung vor den Frauen, die aufgestanden waren, sie zu empfangen, sie freundlich willkommen hießen, und sagten, daß sie sich freuten, Gelegenheit gefunden zu haben, ihnen zu dienen, und dazu beizutragen, daß sie sich von der Ermüdung ihrer Reise erholten; und endlich luden sie sie ein, sich zu ihnen zu setzen.

Die Pracht des Ortes, und der Anstand der Frauen, brachten den Kalendern eine hohe Vorstellung von ihren schönen Wirthinnen bei. Aber als sie, bevor sie Platz nahmen, von ungefähr die Augen auf den Träger warfen, und ihn beinahe wie andere Kalender gekleidet sahen, mit welchen sie über mehrere Lehrsätze in Streit waren, und die sich nicht den Bart und die Augengenbrauen abschoren, nahm einer von ihnen das Wort, und sagte: »Ah, da ist wahrscheinlich einer von unsern abtrünnigen Brüdern aus Arabien.«

Der Träger, der halb eingeschlafen und dem der Kopf von dem genossenen Weine erhitzt war, fand sich durch diese Worte beleidigt, und ohne sich von seinem Platze zu erheben, antwortete er den Kalendern, indem er sie stolz ansah: »Setzt euch, und bekümmert euch nicht um das, was euch nichts angeht. Habt ihr nicht die Inschrift über der Thüre gelesen? Verlanget nicht, daß die Welt nach eurer Weise leben soll; lebet vielmehr nach der unsern.«

»Guter Freund,« fuhr der Kalender fort,« der zuerst gesprochen hatte, »gerathet nicht in Zorn: es würde uns sehr leid thun, euch den geringsten Anlaß dazu gegeben zu haben; wir sind im Gegentheil bereit, eure Befehle zu empfangen.«

Dieser Wortwechsel hätte noch Folgen haben können, aber die drei Frauen legten sich ins Mittel, und stifteten Frieden.

Als die Kalender sich zu Tische gesetzt hatten, legten die Frauen ihnen zu essen vor, und die muntere Safie trug besonders Sorge ihnen zu trinken einzuschenken.....«

Scheherasade hielt hier inne, weil sie bemerkte, daß es Tag war.

Der Sultan stand auf, um an seine Geschäfte zu gehen, mit dem Vorsatze, den Verfolg der Geschichte in der nächsten Nacht zu hören; denn er hatte große Begier zu erfahren, warum die drei Kalender einäugig waren, und zwar alle drei auf demselben Auge.

Sieben und dreißigste Nacht.

Eine Stunde vor Tage, erzählte Scheherasade folgendermaaßen weiter, was sich zwischen den Frauen und Kalendern begab.

»Nachdem die Kalender zur Genüge gegessen und getrunken hatten, bezeigten sie den Frauen, daß sie sich ein großes Vergnügen daraus machen würden, ihnen ein kleines Konzert zu geben, wenn sie Instrumente bei der Hand hätten und sie ihnen wollten bringen lassen. Jene nahmen dieses Erbieten mit Freuden an.

Die schöne Safie stand auf, um die Instrumente zu holen; und sie kam bald darauf wieder, und brachte eine Flöte des Landes, eine Persische Flöte und ein Tamburin. Jeder der drei Kalender empfing aus ihrer Hand das Instrument, das er wählte, und sie fingen alle drei an eine Weise zu spielen. Die Frauen wußten die Worte zu dieser Weise, welche eine der fröhlichsten war, und begleiteten sie mit ihren Stimmen; aber sie unterbrachen sich von Zeit zu Zeit durch lautes Lachen, welches ihnen die Worte erregten.

In der höchsten Lust dieser Unterhaltung klopfte es an die Thüre. Safie hörte auf zu singen, und ging hin, zu sehen, was es wäre.

»Aber, Herr,« sagte Scheherasade bei dieser Stelle zum Sultan, »es ist nöthig, daß Euer Majestät wisse, warum man so spät noch an die Thüre der Frauen klopfte; höret die Ursache davon:

Der Chalyf Harun Arreschyd hatte

die Gewohnheit, oft des Nachts verkleidet umher zu wandern, um sich selber zu überzeugen, ob alles in der Stadt ruhig wäre und keine Unordnung vorginge.

Diese Nacht nun war der Chalyf zeitig ausgegangen, begleitet von Giafar, seinem Groß-Wesyr, und von Mesrur, dem Oberhaupte der Verschnittenen seines Palastes, alle drei als Kaufleute verkleidet. Indem sie durch die Straße der drei Frauen kamen und dieser Fürst den Ton der Instrumente und Stimmen und dazwischen die Ausbrüche des Lachens hörte, sagte er zu dem Wesyr: »Geh, und klopf' an die Thüre dieses Hauses, wo man so viel Lärm macht; ich will hingehen und die Ursache davon wissen.«

Der Wesyr stellte ihm zwar vor, daß es Frauen wären, die sich diesen Abend lustig machten; daß der Wein vermuthlich ihre Köpfe erhitzt hätte, und er sich nicht aussetzen sollte, von ihnen beschimpft zu werden; daß es noch nicht zur ungebürlichen Stunde wäre, wo man ihre Lustbarkeiten nicht stören dürfte: der Chalyf aber erwiederte: »Es thut nichts; klopfe, ich befehle es dir.«

Es war also der Groß-Wesyr Giafar, der an die Thüre der Frauen klopfte auf den Befehl des Chalyfen, der unbekannt bleiben wollte. Safie öffnete; und der Wesyr bemerkte bei dem Schein einer Kerze, welche sie trug, daß es eine Frau von großer Schönheit wäre und spielte seine Rolle vollkommen gut. Er machte ihr eine tiefe Verbeugung, und sagte auf ehrerbietige Weise zu ihr: »Gnädige Frau, wir sind drei

Kaufleute, aus Mussul[25]), vor etwa zehn Tagen mit reichen Waaren hier angekommen, welche wir in einem Chan[26]) niedergelegt, wo wir unsere Herberge haben. Wir waren heute bei einem Kaufmanne in dieser Stadt, der uns zu einem Besuche eingeladen hatte. Er bewirthete uns mit einem Male, und als der Wein uns in gute Laune versetzt hatte, ließ er eine Truppe von Tänzerinnen kommen. Es war schon Nacht; und während auf allerlei Instrumenten gespielt und getanzt wurde, und die Gesellschaft großen Lärm machte, kam die Wache vorbei und ließ sich öffnen. Einige von der Gesellschaft sind in Verhaft genommen; was uns betrifft, wir sind glücklich genug gewesen, über eine Mauer zu entfliehen: »aber fügte der Wesyr hinzu, weil wir Freunde sind, und ein wenig von Wein übernommen, so fürchten wir einer andern Schaar der Wache, oder derselben, zu begegnen, bevor wir unsern Chan erreichen; deshalb, Gnädige Frau, als wir im Vorbeigehen hier Instrumente und Stimmen hörten, und daraus schlossen, daß man bei euch noch nicht zu Ruhe gegangen wäre, so haben wir uns die Freiheit genommen, anzuklopfen, um euch zu bitten, uns bis zum Tage eine Zuflucht zu gewähren. Wenn wir euch würdig scheinen, an eurer Unterhaltung Theil zu nehmen; so werden wir uns bemühen, soviel uns möglich dazu beizutragen, um die Unterbrechung derselben, die wir verursacht haben, wieder gut zu machen; wo nicht, so erzeigt uns wenigstens die Gnade, daß wir die Nacht unter Obdach in eurer Vorhalle zubringen.«

Während dieser Anrede Giafars, hatte die schöne Safie Zeit, den Wesyr und seine beiden Gefährten, die sich mit ihm für Kaufleute ausgaben, genauer zu betrachten; und als sie an ihrem Aussehen erkannte, daß sie nicht gemeine Leute wären, sagte sie zu ihnen, daß sie nicht die Herrinn des Hauses wäre, wenn sie sich aber einen Augenblick gedulden wollten, sie ihnen Antwort bringen würde.

Safie ging hin, und berichtete es ihren Schwestern, welche einige Zeit schwankten, wozu sie sich entschließen sollten; sie waren aber von Natur wohlthätig, und hatten dieselbe Gnade schon den drei Kalendern erwiesen: also beschlossen sie, auch die Kaufleute eintreten zu lassen.....«

Scheherasade war im Begriff ihre Erzählung fortzusetzen; aber indem bemerkte sie, daß es schon Tag war, und brach ab.

Der Rang der Personen, welche die Sultaninn auftreten ließ, reizte die Neugier des Sultans, und ließ ihn in der Erwartung irgend eines sonderbaren Ereignisses, so daß er mit Ungeduld die folgende Nacht erwartete.

Acht und dreißigste Nacht.

Dinarsade, die eben so neugierig war, als der Sultan, zu vernehmen, was die Ankunft des Chalyfen bei den drei Frauen für Folgen haben würde, vergaß nicht Scheherasade'n aufzufordern, mit Erlaubniß des Sultans die Geschichte der Kalender weiter zu erzählen.

»Der Chalyf, sein Groß-Wesyr, und das

Oberhaupt seiner Verschnittenen,« erzählte die Sultaninn, »als sie von der schönen Safie eingeführt wurden, grüßten die Frauen und die Kalender mit großer Höflichkeit. Die Frauen empfingen ebenso die vermeintlichen Kaufleute; und Sobeïde, als die vornehmste, sagte zu ihnen mit ernstem und würdigem Anstande: »Seyd willkommen; aber vor allen Dingen, nehmet es nicht übel, daß wir euch um eine Gefälligkeit bitten.« — »Und welche Gefälligkeit, gnädige Frau?« antwortete der Wesyr. »Kann man so schönen Frauen irgend etwas versagen?« — Sie besteht darin, fuhr Sobeïde fort, »nur Augen und keine Zunge zu haben; was ihr auch immer hier sehen möget, keine Fragen an uns zu thun, um den Grund davon zu erfahren; und nicht von Dingen zu reden, die euch nichts angehen, damit ihr nicht höret, was euch nicht angenehm seyn würde.« — »Wir sind weder Sittenrichter, noch fürwitzige Neugierige; wir haben genug auf das zu achten, was uns angeht, ohne uns in das zu mischen, das uns nichts angeht.«.

Nach diesen Worten, setzten sich alle, die Unterhaltung knüpfte sich an, und man begann von neuem zu Ehren der Neuangekommenen zu trinken.

Während der Wesyr Giafar die Frauen unterhielt, konnte der Chalyf nicht aufhören, ihre außerordentliche Schönheit, ihren außerordentlichen Anstand, ihre heitere Laune und ihren Geist zu bewundern. Auf der andern Seite erschien ihm nichts auffallender, als die Kalender, die alle drei auf dem rechten Auge blind waren.

Er hätte sich gern nach dieser Sonderbarkeit erkundigt; aber die Bedingung, welche man ihm und seinen Gefährten auferlegt hatte, hinderte ihn, darnach zu fragen. Wenn er dabei den Reichthum des Hausgeräthes, die Einrichtung und die Nettigkeit dieses Hauses betrachtete, so konnte er sich nicht überreden, daß keine Zauberei dabei im Spiele seyn sollte.

Als die Unterhaltung auf die Vergnügungen und die verschiedenen Arten sich zu ergötzen gefallen war, standen die Kalender auf, und tanzten auf ihre Weise einen Tanz, der die gute Meinung noch vermehrte, welche sie schon von ihnen hegten, und ihnen die Achtung des Chalyfen und seiner Gefährten erwarb.

Als die drei Kalender ihren Tanz vollendet hatten, erhob sich Sobeïde, faßte Amine'n bei der Hand, und sagte zu ihr: »Meine Schwester, steh' auf; die Gesellschaft wird es nicht übel deuten, daß wir uns keinen Zwang auferlegen, und ihre Gegenwart soll uns nicht hindern, das zu thun, was wir gewohnt sind zu thun.«

Amine, die wohl verstand, was ihre Schwester meinte, stand auf, und räumte die Schüsseln, den Tisch, die Flaschen, die Schalen, und die Instrumente, auf welchen die Kalender gespielt hatten, bei Seite.

Safie blieb auch nicht müßig, sie kehrte den Saal, stellte alles verschobene an seinen Ort, putzte die Wachskerzen, und that von neuem Aloeholz und grauen Ambra daran.

Als dies geschehen war, bat sie die drei Ka-

lender sich auf den Sofa an der einen Seite zu setzen, und den Chalyfen und seinen Gefährten, die andere Seite einzunehmen, zu dem Träger aber sagte sie: »Stehet auf, und seyd bereit, uns die Hand zu reichen bei demjenigen, was wir thun wollen: ein Mensch wie ihr, der wie zum Hause gehört, darf nicht unthätig bleiben.«

Der Träger hatte seinen Rausch schon ein wenig ausgeschlafen; er stand hurtig auf, und nachdem er seinen Rock mit dem Gürtel geschürzt hatte, sagte er: »da bin ich: was gibt es zu thun.« — »So ist's gut,« antwortete Safie, »wartet, bis man euch ruft; ihr sollt nicht lange mit gekreuzten Armen da stehen.«

Bald darauf erschien Amine mit einem Stuhle, welchen sie mitten in den Saal stellte. Sie ging alsdann zu der Thüre eines Seitengemachs, öffnete sie, und winkte dem Träger, sich zu nähern: »Kommet,« sagte sie zu ihm, und helfet mir.« Er gehorchte, trat mit ihr hinein, und kam bald wieder heraus, mit zwei schwarzen Hündinnen, deren jede ein Halsband an einer Kette trug, woran er sie festhielt, und die von Peitschenhieben sehr gemißhandelt schienen. Er schritt mit ihnen bis in die Mitte des Saales.

Sobeïde, die sich zwischen den Kalendern und dem Chalyfen niedergesetzt hatte, stand nun auf, und trat ernsthaft bis zu dem Träger hin: »Auf! sagte sie, indem sie einen tiefen Seufzer ausstieß, »laßt uns unsere Pflicht thun.« Sie streifte sich die Aermel bis zum Ellenbogen auf, und nachdem sie die Geißel, die Safie ihr reichte, genommen hatte, sagte sie: »Träger, übergebet eine

dieser beiden Hündinnen meiner Schwester Amine, und bringet mir die andere her.«

Der Träger that, was man ihm befahl; und als er sich Sobeïde'n nahte, so fing die Hündinn, welche er führte, an zu heulen, und drehte sich nach Sobeïde'n, indem sie auf flehende Weise den Kopf emporhob. Aber Sobeïde, ohne Rücksicht auf die traurige und Mitleid erregende Geberde der Hündinn, noch auf ihr Geheul, welches das ganze Haus erfüllte, peitschte sie mit der Geißel, bis ihr der Athem versagte; und als sie keine Kraft mehr hatte, sie zu peitschen, warf sie die Geißel auf den Boden, darauf nahm sie dem Träger die Kette aus der Hand, hob die Hündinn bei den Vorderpfoten empor, und indem beide auf traurige und rührende Weise sich anblickten, weinten sie, eins wie das andere. Endlich zog Sobeïde ihr Schnupftuch hervor, trocknete der Hündinn die Thränen ab, und küßte sie; und indem sie wieder dem Träger übergab, sagte sie: »Gehet, und führet sie wieder hin, wo ihr sie her geholt habt, und bringet mir die andere.«

Der Träger führte die gepeitschte Hündinn in das Gemach zurück, nahm die andere aus Aminens Händen, und brachte sie zu Sobeïde'n, die sie erwartete: »Haltet sie, wie die vorige,« sagte sie zu ihm. Dann nahm sie die Geißel wieder auf, und mißhandelte diese Hündinn auf dieselbe Weise. Darnach weinte sie mit ihr, und trocknete ihre Thränen, küßte sie, und übergab sie wieder dem Träger, welchem die schöne

Amine die Mühe ersparte, sie in die Kammer zurückzuführen; denn sie that es selber.

Unterdessen waren die drei Kalender, der Chalyf und seine Gefährten außerordentlich erstaunt über dieses Strafgericht. Sie konnten nicht begreifen, was Sobeïde, nachdem sie die beiden Hündinnen, diese (nach dem Glauben der Muselmänner) unreinen Thiere mit solcher Anstrengung gepeitscht hatte, hierauf mit ihnen weinen, ihnen die Thränen abtrocknen und sie küssen konnte. Sie murmelten darüber bei sich selber. Der Chalyf vor allen, ungeduldiger als die übrigen, starb fast vor Neugier, den Grund einer so seltsam erscheinenden Handlung zu wissen, und hörte nicht auf, dem Wesyr zu winken, daß er sich darnach erkundigen sollte. Aber der Wesyr drehte den Kopf nach der andern Seite, bis er auf die so oft wiederholten Zeichen durch andere Zeichen antwortete, daß es jetzo nicht Zeit wäre, seine Neugier zu befriedigen.

Sobeïde blieb einige Zeit auf derselben Stelle in der Mitte des Saales, als wenn sie sich von der Anstrengung erholen wollte, welche sie bei der Geißelung der Hündinnen gemacht hatte. »Meine liebe Schwester,« sprach Safie zu ihr, »wollt ihr nicht auf euren Platz zurückkehren, damit ich nun auch meine Rolle spiele?«

»Ja,« antwortete Sobeïde; und indem sie dies sagte, ging sie hin und setzte sich wieder auf dem Sofa, wo sie zur Rechten den Chalyfen, Giafar und Mesrur hatte, zur Linken die drei Kalender und den Träger....

»Herr! sprach Scheherasade bei dieser Stelle, »was Euer Majestät bisher gehört hat, muß ihr schon wunderbar vorkommen: aber das Uebrige der Erzählung ist es wohl noch weit mehr; ich bin überzeugt, daß ihr die nächste Nacht dies selber gestehen werdet, wenn ihr mir zu erlauben geruhet, euch diese Geschichte zu Ende zu erzählen.«

Der Sultan willigte drein, und stand auf, weil es Tag war.

Neun und dreißigste Nacht.

Die Sultaninn war nicht sobald aufgewacht, als sie sich der Stelle erinnerte, wo sie in der gestrigen Geschichte stehen geblieben war, und sogleich mit folgenden Worten weiter erzählte, indem sie den Sultan anredete:

»Herr, nachdem Sobeïde ihren Sitz wieder eingenommen hatte, schwieg die ganze Gesellschaft eine Zeit lang. Endlich sagte Safie, die sich auf den Stuhl mitten im Saale niedergesetzt hatte, zu ihrer Schwester Amine: »Meine liebe Schwester, steh' auf, ich bitte dich; du verstehst wohl, was ich sagen will.«

Amine stand auf, und ging in eine andere Kammer, als die, aus welcher die beiden schwarzen Hündinnen geholt waren. Sie kam zurück, und trug ein Kästchen, das mit Gold und grüner Seide gestickt war. Sie näherte sich Safie'n, und öffnete das Kästchen, aus welchem sie eine Laute hervorzog, und ihr überreichte. Safie nahm sie, und nachdem sie sie gehörig gestimmt

hatte, fing sie an darauf zu spielen; und sie begleitete sie mit ihrer Stimme, und sang ein Lied von den Qualen der Trennung, mit so viel Anmuth, daß der Chalyf und die übrigen davon bezaubert wurden. Es lautete also: »Du bist allein mein Streben, du allein das Ziel meiner Wünsche; in deiner Nähe wünschte ich zu seyn, mein Geliebter!

In deiner Gegenwart ist für mich stäte Wonne, und fern von dir seyn, ist Höllenqual!

Nach dir geht mein Verlangen, nach dir mein Sehnen Tag und Nacht.

Und wahrlich! von dir entbrannt seyn, ist keine Schande.

Ja, ich habe das Kleid der Wehmuth angelegt; doch wer dich sieht, wird mich entschuldigen. —

Thränenfluthen sind über meine Wangen geflossen, und haben mein Geheimniß offenbaret.

O heile die Anfälle meiner Krankheit! Leider bist du selber die Ursache meiner Schmerzen; wohl aber bist du auch der Arzt.«

Als Safie dies Lied vollendet, welches sie mit so viel Empfindung und Ausdruck gesungen hatte, sagte sie zu der freundlichen Amine: »Nimm, meine Schwester, ich kann nicht mehr, und die Stimme versagt mir; unterhalte an meiner Statt die Gesellschaft mit Gesang und Spiel.« — »Sehr gern,« antwortete Amine, indem sie sich Safie'n näherte, welche die Laute ihren Händen übergab, und ihr ihren Sitz einräumte.

Nach einem kurzen Vorspiele, um zu hören, ob die Laute noch gestimmt wäre, spielte und sang Amine über denselben Gegenstand folgendes Lied:

»Wie lang wird diese Brust noch Schmerzen empfinden, wie lange werden diese Augen noch Thränen vergießen? sind deren denn nicht schon genug vergossen?

Wie lange noch wird deine Abwesenheit mich quälen! Ist das der Wunsch meiner Feinde, so ist er erfüllt.

Säume nicht länger; denn mein Leib vermag nicht mehr diese Pein zu tragen!

Schone eines Liebesiechen, den Nachtwachen, Ungeduld und Sehnsucht schon halb verzehrt haben.

Ist es erlaubt, nach den Gesetzen der Liebe, daß ich einsam stehe, während andere sich des Glücks erfreuen, mit ihren Lieben vereinigt zu seyn?«

Sie trug diesen Gesang mit solcher Leidenschaft vor, und war so gerührt, oder vielmehr so durchdrungen von dem Sinne der Worte, die sie sang, daß sie ganz erschöpft aufhörte.

Sobeïde wollte ihr ihre Zufriedenheit bezeigen, und sagte zu ihr: »Meine Schwester, du hast Wunder gethan: man sieht wohl, daß du das Leid empfindest, welches du so lebhaft ausdrückst.«

Amine vermochte nicht, auf diesen Lobspruch zu antwortrn; sie fühlte ihr Herz in diesem Augenblick so beklommen, daß sie nur daran dachte, sich Luft zu machen, und die ganze Gesellschaft einen Hals und einen Busen sehen ließ, der nicht so weiß war, als wie eine Frau, wie Amine, ihn haben sollte, sondern mit Narben bedeckt: ein Anblick der bei allen eine Art von Entsetzen hervorbrachte. Gleichwohl gab ihr dies keine Lin=

derung, und verhinderte nicht, daß sie in Ohnmacht fiel . . .

»Aber Herr,« sagte hier Scheherasade, »ich übersehe, daß es schon Tag ist.«

Mit diesen Worten hörte sie auf zu erzählen, und der Sultan stand auf.

Wenn dieser Fürst auch nicht beschlossen hätte, den Tod der Sultaninn aufzuschieben, so hätte er sich dennoch nicht entschließen können, ihr das Leben zu nehmen. Seine Neugier war zu sehr darauf gespannt, eine mit so unerhörten Begebenheiten erfüllte Erzählung bis zu Ende zu hören.

Vierzigste Nacht.

Dinarsade bat, nach ihrer Gewohnheit, ihre Schwester, die Geschichte der Frauen und der Kalender fortzusetzen.

Scheherasade nahm sie also wieder auf:

»Während Sobeïde und Safie ihrer Schwester zu Hülfe eilten, konnte sich einer der Kalender nicht enthalten, zu sagen: »Wir hätten lieber unter freyem Himmel geschlafen, als hier einzutreten, wenn wir gewußt hätten, daß wir hier ein solches Schauspiel sehen sollten.«

Der Chalyf, der dieses hörte, nahte sich ihm und den andern Kalendern, redete sie an, und fragte: »Was bedeutet dies hier?« Der Kalender, der zuerst gesprochen hatte, antwortete: »Mein Herr, wir wissen nicht mehr davon, als ihr,« — »Wie,« fuhr der Chalyf fort, »ihr gehöret nicht zum Hause? und könnt uns nicht berichten von diesen beiden schwarzen Hündinnen,

von dieser in Ohnmacht gesunkenen und so unwürdig gemißhandelten Frau?« — »Nein, Herr,« erwiederte der Kalender, »in unserm ganzen Leben sind wir nicht in dieses Haus gekommen, und wir haben es nur einige Augenblicke vor euch betreten.«

Dies vermehrte die Verwunderung des Chalyfen: »Vielleicht,« erwiederte er, »weiß dieser Mensch, der hier bei euch ist, etwas von diesen Dingen.«

Einer der Kalender winkte dem Träger, sich zu nähern, und fragte ihn, ob er nicht wüßte, warum die beiden schwarzen Hündinnen gepeitscht worden, und warum Aminens Busen so benarbt erschien. »Herr,« antwortete der Träger, »ich schwöre bey dem großen lebendigen Gotte, wenn ihr von allem dem nichts wisset, so wissen wir allzumal nichts davon. Es ist wohl wahr, daß ich aus dieser Stadt bin, aber ich bin, außer heute, niemals in dieses Haus gekommen; und wenn ihr verwundert seyd, mich hier zu sehen, so bin ich es nicht minder, mich in eurer Gesellschaft zu befinden. Was meine Verwunderung noch verdoppelt,« setzte er hinzu, »ist, daß ich hier keinen Mann bei diesen Frauen sehe.«

Der Chalyf, und seine Gefährten, und die Kalender hatten geglaubt, daß der Träger zum Hause gehörte, und daß er ihnen berichten könnte, was er zu wissen wünschte. Entschlossen, seine Neugier zu befriedigen, um welchen Preis es auch wäre, sagte der Chalyf zu den übrigen: »Höret, da wir hier sieben Männer sind, und nur mit drei Frauen zu thun haben, so wollen

wir sie ersuchen, uns die gewünschten Aufklärungen zu geben. Wenn sie sich weigern, sie uns gutwillig zu geben, so sind wir im Stande, sie dazu zu zwingen.«

Der Groß-Wesyr Giafar widersetzte sich diesem Rathe, und stellte dem Chalyfen die Folgen davon vor, ohne jedoch diesen Fürsten den Kalendern zu erkennen zu geben; und indem er sich zu ihm wandte, wie zu einem Kaufmanne, sagte er: »Bedenket, Herr, ich bitte euch, daß wir die gute Meinung von uns zu bewahren haben. Ihr wißt, unter welcher Bedingung nur die Frauen uns bei sich aufnehmen wollten; wir haben sie angenommen. Was wird man nun von uns sagen, wenn wir dem zuwider handelten? Wir würden noch viel tadelnswürdiger seyn, wenn uns irgend ein Unglück begegnete. Es hat nicht den Anschein, daß sie uns dieses Versprechen abgefordert hätten, wenn sie nicht im Stande wären, es uns bereuen zu lassen, im Falle wir es nicht halten.«

Mit diesen Worten, zog der Wesyr den Chalyfen beiseite, und leise zu ihm redend, fuhr er fort: »Herr, die Nacht wird nicht lange mehr dauern; geruhe Euer Majestät, sich noch ein wenig zu gedulden. Ich werde morgen früh diese Frauen gefangen nehmen, und sie vor euren Thron führen, und ihr werdet von ihnen alles hören, was ihr wissen wollt.«

Obwohl dieser Rath sehr vernünftig war, der Chalyf verwarf ihn dennoch, und legte dem Wesyr Stillschweigen auf, indem er sagte, daß

er nicht so lange warten könnte, sondern auf der Stelle die gewünschte Aufklärung haben wollte.

Es kam jetzo nur noch darauf an, wer das Wort führen sollte. Der Chalyf suchte die Kalender zu bereden, zuerst zu sprechen; aber sie lehnten es ab. Endlich, kamen alle darin überein, daß es der Träger thun sollte.

Dieser schickte sich an zu der bedenklichen Frage, als Sobeïde, nachdem sie Amine'n beigesprungen, die aus ihrer Ohnmacht wieder zu sich gekommen war, sich ihnen näherte. Da sie sie laut und mit Eifer reden gehört hatte, sagte sie zu ihnen: »Ihr Herren, wovon redet ihr? Was betrifft euer Wortwechsel?«

Der Träger nahm darauf das Wort, und sprach zu ihr: »Gnädige Frau, diese Herren bitten euch sehr, ihnen doch zu erklären, warum ihr, nachdem ihr eure beiden Hündinnen so mißhandelt, mit ihnen geweint habt, und woher es kommt, daß die in Ohnmacht gesunkene Frau den Busen so mit Narben bedeckt hat? Das ist es, Gnädige Frau, was sie mir aufgetragen haben, in ihrem Namen von euch zu bitten.«

Sobeïde nahm auf diese Worte eine stolze Haltung an, wandte sich zu dem Chalyfen, seinen Gefährten und den Kalendern, und sagte zu ihnen: »Ist es wahr, ihr Herren, daß ihr ihm aufgetragen habt, mir diese Frage zu thun.« Sie antworteten mit Ja, ausgenommen Giafar, der kein Wort sagte. Auf dieses Geständniß sprach sie zu ihnen in einem Tone, der genugsam ausdrückte, wie sehr sie sich beleidigt fände:

»Bevor wir euch eure Bitte, euch bei uns

aufzunehmen, gewährten, haben wir, weil wir allein sind, um allem Anlasse der Unzufriedenheit mit euch zuvorzukommen, euch die Bedingung auferlegt, nicht von Dingen zu sprechen, die euch nicht angehen, damit ihr nicht hörtet, was euch nicht gefiele. Nachdem wir euch nun aufgenommen und bewirthet haben, so gut es uns möglich war, so unterlaßt ihr gleichwohl nicht, euer Wort zu brechen. Es ist wahr, daß dies die Folge von unserer Willfährigkeit ist: aber das entschuldigt euch nicht, und euer Benehmen ist nicht anständig.«

Indem sie diese Worte aussprach, stampfte sie stark mit den Füßen, und klaschte dreimal in die Hände, und rief: »Eilet herbei!«

Sogleich öffnete sich eine Thüre, und sieben schwarze Sklaven, stark und gewaltig, traten mit dem Säbel in der Faust herein, bemächtigten sich jeder eines der sieben Männer von der Gesellschaft, warfen sie zu Boden; schleppten sie mitten in den Saal, und schickten sich an, ihnen die Köpfe abzuhauen.

Man kann sich leicht vorstellen, wie groß der Schreck des Chalyfen war. Es gereute ihn nun, aber zu spät, nicht den Rath des Groß-Wesyrs befolgt zu haben. Indeß war dieser unglückliche Fürst, sammt Giafar, Mesrur, dem Träger und den Kalendern, bereit, ihre fürwitzige Neugier mit dem Leben zu bezahlen; aber bevor sie den Todesstreich empfingen, sagte einer der Sklaven zu Sobeïde'n und ihren Schwestern: »Erhabene, mächtige und verehrte Gebieterinnen, befehlet ihr uns, ihnen den Hals abzunehmen.« — »Hal-

tet an, antwortete ihnen Sobeïde, »ich muß sie zuvor noch befragen.«

»Gnädige Frau,« unterbrach sie der erschrockene Träger, »um Gotteswillen, laßt mich nicht für das Verbrechen eines andern hinrichten. Ich bin unschuldig: jene sind die Schuldigen. Ach, fuhr er weinend fort, wir brachten die Zeit so angenehm zu! diese einäugigen Kalender sind die Ursache dieses Unglücks. Es gibt keine Stadt, der nicht der Umsturz drohet von diesen Leuten von so übler Vorbedeutung. Gnädige Frau, ich flehe euch, nicht den Unschuldigen mit dem Schuldigen zu vermengen: bedenket, daß es schöner ist, einem Elenden, Hülflosen wie ich bin, zu verzeihen, als ihn durch eure Macht niederzuschmettern, und ihn eurem Unmuthe zu opfern.«

Sobeïde konnte sich, trotz ihrem Zorne, nicht enthalten, bei sich selber über die Wehklagen des Trägers zu lachen. Aber ohne sich bei ihm aufzuhalten, wandte sie sich zum zweitenmal an die übrigen, und sprach: »Antwortet mir, und saget mir, wer ihr seyd: sonst habt ihr nur noch einen Augenblick zu leben. Ich kann nicht glauben, daß ihr anständige Leute noch vornehme Männer von Ansehn in eurem Lande seyd, wo ihr auch her seyn möget. Wär: dies, so würdet ihr mehr Zurückhaltung und mehr Achtung vor uns gehabt haben.«

Der von Natur ungeduldige Chalyf litt unendlich viel mehr, als die übrigen, sein Leben von dem Befehl eines beleidigten und mit Recht erzürnten Weibes abhangen zu sehen; aber er fing an wieder Hoffnung zu schöpfen, als er sah,

daß sie wissen wollte, wer sie alle wären; denn er bildete sich ein, daß sie ihm nicht würde das Leben nehmen lassen, wenn sie seinen Rang erführe. Deshalb befahl er ganz leise dem Wesyr, der nahe bei ihm war, schleunig kund zu thun, wer er wäre; aber der vorsichtige und kluge Wesyr, welcher die Ehre seines Herrn zu retten wünschte, und die große Beschimpfung, welche er sich selber zugezogen hatte, nicht offenkundig machen wollte, antwortete ihm bloß: »Wir haben nur, was wir verdienen.« Aber wenn er auch, dem Chalyfen zu gehorchen, hätte reden wollen, so hätte Sobeïde ihm dazu nicht Zeit gelassen.

Sie hatte sich schon zu den Kalendern gewandt, und da sie sie alle drei einäugig sah, fragte sie sie, ob sie Brüder wären. Einer von ihnen antwortete für die übrigen:

»Nein, gnädige Frau, wir sind nicht Brüder von Geburt, wir sind es nur durch den Stand als Kalender, das heißt, durch Beobachtung derselben Lebensart.« —

»Ihr,« fuhr sie fort, indem sie den einen besonders anredete, »seyd ihr einäugig von Natur?« — »Nein, gnädige Frau,« antwortete er, »ich bin es durch ein so seltsames Abenteuer, daß es jedem lehrreich seyn würde, wenn es aufgeschrieben wäre. Nach diesem Unglücke, ließ ich mir den Bart und die Augenbrauen abscheeren, und ward ein Kalender, indem ich dieses Kleid annahm, das ich hier trage.«

Sobeïde that dieselbe Frage den beiden andern Kalendern: welche ihr dieselbe Antwort

gaben, wie der erste; der zuletzt sprach, fügte aber hinzu: »Um euch zu überzeugen, gnädige Frau, daß wir keine gemeine Leute sind, und damit ihr einige Rücksicht auf uns nehmet, so wisset, daß wir alle drei Königssöhne sind. Obwohl wir uns nie gesehen vor diesem Abend, so haben wir doch Zeit genug gehabt, uns gegenseitig zu erkennen zu geben, wer wir sind.«

Auf diese Rede mäßigte Sobeïde ihren Zorn, und sagte zu den Sklaven: »Gebt ihnen etwas Freiheit, jedoch bleibet hier; denjenigen, die uns ihre Geschichte, und den Anlaß erzählen, der sie in dieses Haus geführt, thut nichts zu Leide, sondern laßt sie gehen, wohin es ihnen beliebt: aber schonet derer nicht, die es versagen, uns diese Genugthuung zu geben....«

Mit diesen Worten schwieg Scheherasade: und ihr Stillschweigen sowohl als der anbrechende Tag, machten dem Sultan bemerklich, daß es Zeit war aufzustehen; was er denn auch that, mit dem Vorsatze, in der folgenden Nacht Scheherasade'n weiter zu hören, weil er zu wissen wünschte, wer die drei einäugigen Kalender wären.

Ein und vierzigste Nacht.

Da die Sultaninn sah, daß ihre Schwester stets das größte Vergnügen an ihren Erzählungen fand, so verfolgte sie die anmuthige Geschichte der Kalender, nachdem sie den Sultan um Erlaubniß dazu gebeten, und diese erhalten hatte.

»Herr,« erzählte sie weiter, »die drei Kalender, der Chalyf, der Groß-Wesyr Giafar, das Oberhaupt der Verschnittenen Mesrur, und der Träger saßen alle in der Mitte des Saales auf einem Fußteppich, den drei Frauen gegenüber, welche auf dem Sofa saßen, und Sklaven standen bereit, die Befehle zu vollziehen, welche sie ihnen geben würden.

Als der Träger verstanden hatte, daß es nur darauf ankäme, seine Geschichte zu erzählen, um sich aus einer so großen Gefahr zu befreien, nahm er zuerst das Wort, und sagte:

»Gnädige Frau, ihr wißt schon die Ursache, welche mich zu euch geführt hat. Also, wird das, was ich euch zu erzählen habe, sehr bald abgethan seyn. Eure Frau Schwester, die hier sitzt, hat mich diesen Morgen auf dem Platze als Träger gedungen; ich wartete dort, daß jemand sich meiner bediente, um meinen Unterhalt zu gewinnen. Ich folgte ihr zu einem Weinhändler, einem Kräuterhändler, einem Verkäufer von Orangen, Limonen und Zitronen; dann zu einem Verkäufer von Mandeln, Wallnüssen, Haselnüssen und andern Früchten; weiter, zu einem Kuchenbäcker und einem Gewürzhändler: von dem Gewürzhändler kam ich mit einem Korbe auf dem Kopf und so schwer beladen als möglich, hieher zu euch, wo ihr die Güte hattet mich bis jetzo zu dulden. Dies ist eine Gnade, deren ich mich ewig erinnern werde. Da habt ihr meine Geschichte.«

Als der Träger geendigt hatte, sagte Sobeïde, befriedigt, zu ihm: »du bist begnadigt, mach

dich fort, und laß dich nie wieder hier sehen.« — »Gnädige Frau,« fuhr der Träger fort, »ich bitte euch, mir zu erlauben, daß ich hier bleibe. Es würde ungerecht seyn, daß ich, nachdem ich den übrigen das Vergnügen gewährt habe, meine Geschichte zu hören, nicht auch das Vergnügen haben sollte, die ihrige zu hören.«

Indem er dieß sagte, setzte er sich an das Ende des Sofa's, sehr erfreut, sich aus der Gefahr befreit zu sehen, die ihn so sehr beunruhigt hatte.

Nach ihm, nahm einer der drei Kalender das Wort, wandte sich zu Sobeïden als der Vornehmsten der drei Frauen, und als derjenigen, die ihnen befohlen hatte, zu reden, und begann also:

Geschichte
des ersten Kalenders und Königssohnes.

„Gnädige Frau, um euch zu erzählen, wodurch ich mein rechtes Auge verloren habe, und was mich genöthigt hat, das Kalenderkleid anzunehmen, muß ich euch sagen, daß ich von Geburt ein Königssohn bin.

Der König, mein Vater, hatte einen Bruder, der, wie er, in einem benachbarten Staate herrschte; dieser Bruder hatte zwei Kinder, einen Prinzen und eine junge Prinzessinn; der Prinz und ich, wir waren beinahe in demselben Alter.

Als meine Erziehung vollendet war, und der König, mein Vater, mir eine anständige Freiheit gegeben hatte, besuchte ich regelmäßig jedes Jahr den König, meinen Oheim, und blieb an seinem Hofe einen oder zwei Monate, worauf ich wieder zu dem Könige, meinem Vater, zurückkehrte.

Diese Besuche gaben Anlaß, daß ich mit dem Prinzen, meinem Vetter, eine sehr feste und innige Freundschaft stiftete. Das leztemal, daß

ich ihn sah, empfing er mich mit größeren Beweisen der Zärtlichkeit, als sonst, und zu einem Feste, das er mir eines Tages gab, machte er außerordentliche Anstalten. Wir saßen lange bei Tische, und nachdem wir beide wohl gespeist hatten, sprach er zu mir:

»Lieber Vetter, ihr würdet wohl nie errathen, womit ich mich seit eurem letzten Besuche beschäftigt habe. Es ist ein Jahr seit eurer Abreise verflossen: ich setzte eine große Anzahl Werkleute in Thätigkeit, zur Ausführung eines Entwurfs, den ich im Sinne habe. Ich habe ein Gebäude aufführen lassen, das vollendet ist, und darin man schon wohnen kann: es wird euch nicht leid thun, es zu sehen: aber ihr müßt mir zuvor einen Eid der Verschwiegenheit und Treue leisten, diese beiden Dinge fordere ich von euch.«

Die Freundschaft und Vertraulichkeit, die zwischen uns obwalteten, erlaubte mir nicht, ihm etwas zu versagen, und ich leistete ohne Bedenken den von ihm gewünschten Eid. Darauf sagte er zu mir: »Erwartet mich hier, ich bin in einem Augenblicke wieder bei euch.«

In der That, säumte er nicht wiederzukommen, und ich sah ihn mit einer prächtig gekleideten Frau von ungemeiner Schönheit eintreten. Er sagte mir nicht, wer sie wäre, und ich glaubte mich nicht darnach erkundigen zu dürfen. Wir setzten uns mit der Frau wieder zu Tische, und blieben hier noch einige Zeit, indem wir uns von gleichgültigen Dingen unterhielten, und dabei aus vollen Schalen gegenseitig auf unsere Gesundheit tranken.

Hierauf sagte der Prinz zu mir: »Lieber Vetter, wir haben keine Zeit zu verlieren; thut mir den Gefallen, und nehmet diese Frau mit euch, und führet sie in der Richtung nach der Stelle, wo ihr ein neugebautes Grabmal mit einer Kuppel sehen werdet. Ihr werdet es leicht erkennen: die Thür ist offen; tretet zusammen hinein, und erwartet mich: ich werde mich auch bald dort einfinden.«

Meinem Eide getreu, verlangte ich nicht mehr zu wissen. Ich bot der Frau die Hand; und vermittelst der Anzeigen, welche der Prinz, mein Vetter, mir gegeben hatte, führte ich sie glücklich im Mondscheine hin, ohne mich zu verirren.

Kaum waren wir in dem Grabmale angekommen, als auch der Prinz erschien, der uns folgte, und einen kleinen Krug voll Wasser, eine Haue, und einen kleinen Sack voll Gips trug.

Er bediente sich der Haue, um ein Grab zu zertrümmern, welches mitten in dem Gebäude stand; er brach die Steine einen nach dem andern ab, und schichtete sie in einem Winkel auf. Als er sie alle weggeräumt hatte, wühlte er die Erde auf, und ich sah eine Fallthüre, die unter dem Grabmale verborgen war. Er hob sie auf, und darunter erblickte ich die obersten Stufen einer Wendeltreppe.

Jetzo wandte mein Vetter sich zu der Frau, und sagte: »Schöne Frau, hier ist der Eingang zu dem Orte, von welchem ich euch gesagt habe.«

Die Frau trat auf diese Worte näher, und stieg hinab; aber zuvor wandte er sich nach mir um, und sagte: »Lieber Vetter, ich bin euch unendlich verbunden für die Mühe, der ihr euch unterzogen habt; ich danke euch dafür: Lebet wohl!« — »Mein lieber Vetter,« rief ich aus, »was soll dieses bedeuten.« — »Lasset euch hieran genügen,« antwortete er; »ihr könnt den Weg wieder zurück nehmen, den ihr gekommen seyd . . . . .«

Bis hieher war Scheherasade gekommen, als der Tag anbrach und sie verhinderte, weiter zu erzählen.

Der Sultan stand auf, sehr begierig, die Absicht des Prinzen und der Frau zu erfahren, welche sich lebendig begraben zu wollen schienen. Ungeduldig erwartete er die folgende Nacht, um Aufklärung darüber zu erhalten.

Zwei und vierzigste Nacht.

Nachdem Schachriar der Sultaninn bezeugt hatte, daß sie ihm viel Vergnügen machen würde, wenn sie die Geschichte des ersten Kalenders fortsetzte, nahm sie den Faden derselben wieder auf, mit folgenden Worten:

»Gnädige Frau,« sagte der Kalender zu Sobeide'n, »ich konnte nichts weiter von dem Prinzen, meinem Vetter, herausbringen, und ich war genöthigt, von ihm Abschied zu nehmen.

Indem ich zu dem Palaste des Königs, meines Oheims zurückkehrte, stiegen die Weindünste

mir zu Kopfe. Ich erreichte jedoch glücklich mein Zimmer, und legte mich nieder.

Als ich am folgenden Morgen bei meinem Erwachen an das zurückdachte, was mir die Nacht begegnet war, und alle Umstände eines so seltsamen Abenteuers in mein Gedächtniß zurückrief, dünkte es mich, wie ein Traum.

Erfüllt von diesem Gedanken, sandte ich hin, und ließ fragen, ob ich den Prinzen, meinen Vetter, wohl besuchen dürfte. Aber als man mir den Bescheid brachte, daß er nicht zu Hause geschlafen hätte, und daß man nicht wüßte, was aus ihm geworden, und man deshalb sehr in Sorgen wäre, so erkannte ich wohl, daß die seltsame Begebenheit des Grabmals nur zu wahr wäre.

Ich wurde herzlich betrübt darüber, entzog mich aller Gesellschaft, und begab mich heimlich auf den öffentlichen Begräbnißplatz, wo eine Anzahl Grabmäler standen, welche dem ähnlich waren, das ich gesehen hatte. Ich brachte den ganzen Tag zu, sie eines nach dem andern zu betrachten: aber ich konnte dasjenige nicht herausfinden, das ich suchte, und ich setzte vier Tage lang dieselbe Nachforschung vergeblich fort.

Ich muß bemerken, daß während dieser Zeit der König, mein Oheim, abwesend war; er war schon seit mehreren Tagen auf der Jagd. Es währte mir zu lange, ihn zu erwarten; und nachdem ich seine Minister gebeten hatte, ihm bei seiner Heimkehr meine Entschuldigung zu machen, verließ ich seinen Palast, und begab mich wieder an den Hof meines Vaters, von welchem ich

niemals so lange entfernt gewesen war. Ich liess die Minister des Königs, meines Oheims, sehr in Sorgen über das Schicksal des Prinzen, meines Vetters. Aber um den Eid nicht zu verletzen, welchen ich ihm gethan hatte, sein Geheimniß zu bewahren, wagte ich es nicht, sie aus der Unruhe zu ziehen, und ihnen etwas von dem mitzutheilen, was ich wußte.

Ich kam in der Hauptstadt an, worin mein Vater seinen Hof hielt; und wider Gewohnheit fand ich an der Thüre seines Palastes eine zahlreiche Wache, von welcher ich beim Eintritt umringt wurde. Ich fragte nach der Ursache davon; und der Offizier nahm das Wort und erwiederte: »Prinz, das Heer hat dem Groß-Wesyr, anstatt euers Vaters, der nicht mehr ist, gehuldigt, und ich nehme euch im Namen des neuen Königs gefangen.«

Bei diesen Worten ergriff mich die Wache und führte mich vor den Tyrannen. Denkt euch, Herrinn, mein Erstaunen und meinen Schmerz.

Dieser abtrünnige Wesyr hatte einen tödtlichen Haß auf mich, welchen er schon lange bei sich nährte. Folgendes war der Grund desselben: in meiner zartesten Jugend schoß ich gern mit der Armbrust; eines Tages stand ich oben auf dem flachen Dache des Palastes, und belustigte mich damit zu schießen: da zeigte sich vor mir ein Vogel, ich zielte nach ihm, aber ich schoß vorbei, und der Pfeil fuhr unglücklicherweise dem Wesyr, welcher auf dem Dache seines Hauses frische Luft schöpfte, gerade ins Auge, und bohrte es ihm aus. Sobald ich dieses Unglück erfuhr,

ließ ich dem Wesyr Entschuldigungen machen, und machte sie ihm auch selber: er aber behielt stets den bittersten Groll gegen mich, von welchem er mir bei jeder Gelegenheit Beweise gab. Er ließ ihn auf eine unmenschliche Weise ausbrechen, als er jetzt mich in seiner Gewalt sah. Wie ein Rasender rannte er auf mich zu, sobald er mich erblickte, griff mit seinen Fingern in mein rechtes Auge, und riß es mir aus. Da habt ihr das Abenteuer, wodurch ich einäugig ward.

Aber der Tyrann begnügte damit noch nicht seine Grausamkeit: er ließ mich in einen Kasten sperren, und befahl dem Scharfrichter, mich in diesem Zustande weit vom Palaste wegzutragen, und mich den Vögeln zum Raube zu geben, nachdem er mir den Kopf abgeschlagen hätte.

Der Scharfrichter, in Begleitung eines andern Mannes, stieg zu Pferde, nahm den Kasten, ritt so hinaus, und hielt auf dem Felde still, um seinen Befehl zu vollziehen. Aber ich brachte es durch meine Bitten und Thränen dahin, daß ich sein Mitleid erregte. »Gehet,« sagte er zu mir, »und verlasset schleunig das Königreich, und hütet euch wohl, wieder her zu kommen; denn ihr würdet eurem Verderben begegnen, und zugleich der Urheber des meinen seyn.« Er bekräftigte dies durch folgende Verse:

»Rette dein Leben, wenn Nachstellungen dich verfolgen, und laß dein Haus über die Abwesenheit seines Erbauers wehklagen.

Du wirst immer ein anderes Land finden, anstatt dessen, das du verlässest; aber dich selbst kannst du nicht wieder herstellen.

Uebertrage nie jemand änderem deine wichtigsten Angelegenheiten; denn nur das eigene Ich bedienet sich am besten.

Nur daher kommt es, daß des Löwen Hals so stark und fest ist, weil der Löwe seine Angelegenheiten selber betreibt.«

Ich dankte ihm für die Gnade, die er mir erwies, und ich war nicht sobald allein, als ich mich über den Verlust meines Auges tröstete, indem ich bedachte, daß ich einem noch größeren Unglück entronnen war.

In dem Zustande, worin ich mich befand, konnte ich keinen weiten Weg zurücklegen; ich verbarg mich bei Tage an abgelegenen Oertern, und wanderte während der Nacht, so weit als es meine Kräfte erlaubten. Endlich langte ich in den Staaten des Königs, meines Oheims an, und begab mich nach seiner Hauptstadt.

Ich machte ihm eine umständliche Erzählung von der verhängnißvollen Ursache meiner Wiederkehr und des traurigen Zustandes, worin er mich sah: »Weh« rief er aus, »war es noch nicht genug, meinen Sohn verloren zu haben! Mußte ich den Tod eines so theuern Bruders erleben, und dich in diesem so jammervollen Zustande sehen!

Er theilte mir die Unruhe mit, in welcher er sich befand, daß er keine Kunde von dem Prinzen, seinem Sohne, bekommen, welche Nachforschungen er auch angestellt, und welche Mühe er auch angewendet hatte. Dieser unglückliche Vater weinte heiße Thränen, indem er mit mir sprach: und erschien mir in solcher Betrübniß, daß ich seinem Schmerze nicht widerstehen konnte.

Welchen Eid ich auch dem Prinzen, meinem Vetter geschworen hatte, es war mir unmöglich, ihn zu halten. Ich erzählte dem Könige, seinem Vater, alles was ich wußte.

Der König hörte mit Verwunderung zu; und als ich geendigt hatte, sagte er zu mir: »Lieber Neffe, die Entdeckung, die du mir machst, gibt mir einige Hoffnung. Es ist mir bekannt, daß mein Sohn ein Grabmal erbauen ließ, und ich weiß ungefähr, in welcher Gegend: mit Hülfe der Erinnerung, welche dir davon geblieben ist, schmeichle ich mir, daß wir es wieder finden werden. Aber weil er es heimlich hat bauen lassen; und einen Eid von dir gefordert hat, so bin ich der Meinung, daß wir beide ganz allein ausgehen, es zu suchen, um alles Aufsehen zu vermeiden.«

Er hatte noch eine andere Ursache, aller Welt die Kenntniß hievon zu entziehen, verschwieg sie mir aber. Und diese Ursache war eine höchst wichtige, wie der Verfolg meiner Geschichte kund thun wird.

Wir verkleideten uns beide, und gingen durch eine Gartenthüre hinaus aufs Feld. Wir waren glücklich genug, bald zu finden, was wir suchten. Ich erkannte das Grabmal, und hatte um so größere Freude darüber, als ich es lange vergeblich gesucht hatte. Wir traten hinein, und fanden die eiserne Fallthüre über dem Eingang der Wendeltreppe zugeschlagen. Wir hatten Mühe, sie aufzuheben, weil der Prinz sie von innen mit dem Gips und Wasser, wovon ich vorhin

gesagt habe, vermauert hatte; doch hoben wir sie endlich auf.

Der König, mein Oheim, trat zuerst hinein; ich folgte ihm, und wir stiegen etwa funfzig Stufen hinab. Als wir am Fuße der Treppe waren, befanden wir uns in einer Art von Vorzimmer, das ganz von einem dicken übelriechenden Dampfe erfüllt war, welcher das Licht von einem sehr schönen Kronleuchter verdunkelte.

Aus diesem Vorzimmer traten wir in einen großen Saal, der auf starken Säulen ruhte, und von mehreren andern Kronleuchtern erhellt war. In seiner Mitte war ein Wasserbecken, und man sah hier auf der einen Seite Mundvorräthe mancherlei Art aufgeschichtet. Wir waren sehr verwundert, auch hier niemand zu finden. Der Thüre gegenüber war eine ziemlich hohe Bühne, zu welcher man einige Stufen hinanstieg, und auf welcher ein sehr breites Bette stand, dessen Vorhänge zugezogen waren. Der König stieg hinauf, öffnete sie, und erblickte den Prinzen, seinen Sohn, neben der Frau liegen, aber beide ganz verbrannt und in Kohlen verwandelt, wie wenn sie in ein großes Feuer geworfen und wieder herausgezogen wären, bevor sie gänzlich verzehrt worden.

Was mich noch mehr als alles andere erstaunte, bei diesem Entsetzen-erregenden Anblick, war, daß der König, mein Oheim, anstatt Betrübniß über diesen scheußlichen Zustand seines Sohnes zu zeigen, ihm ins Angesicht spie, indem er mit erzürnter Miene zu ihm sprach: »Siehe, das ist die Strafe auf dieser Welt; aber die der andern Welt wird ewig dauern.

Er begnügte sich hiemit noch nicht, sondern er zog seinen Schuh aus, und gab damit seinem Sohn einen derben Schlag auf die Backe.

»Aber Herr,« sagte Scheherasade, »es ist Tag, und es thut mir Leid, daß Euer Majestät nicht Muße hat, weiter zu hören.«

Da die Geschichte des ersten Kalenders noch nicht vollendet war, und sie dem Sultan sehr seltsam schien, stand er mit dem Entschluß auf, in der folgenden Nacht das Uebrige zu hören.

Drei und vierzigste Nacht.

Als die Sultaninn sah, daß ihre Schwester fast vor Ungeduld starb, das Ende der Geschichte des ersten Kalenders zu vernehmen, sagte sie:

»Nun wohl, höre denn, wie der erste Kalender Sobeïde'n seine Geschichte zu Ende erzählte.

»Ich kann nicht ausdrücken, gnädige Frau,« fuhr er fort, »wie groß mein Erstaunen war, als ich den König, meinen Oheim, auf solche Weise den Prinzen, seinen Sohn, im Tode mißhandeln sah. »Herr,« sagte ich zu ihm, »wie groß auch der Schmerz ist, welchen ein so unseliger Anblick mir verursachen kann, dennoch muß ich ihn hemmen, um Euer Majestät zu fragen, welches Verbrechen der Prinz, mein Vetter, begangen haben kann, das verdiente, daß ihr seinen Leichnam also behandelt.« —

»Lieber Neffe,« antwortete mir der König, »ich muß dir sagen, daß mein Sohn, der unwürdig ist diesen Namen zu führen, von frühster Ju-

gend auf seine Schwester liebte, und diese ihn eben so wieder liebte. Ich widersetzte mich nicht ihrer aufkeimenden Zuneigung, weil ich das Unheil nicht voraussah, welches daraus entstehen konnte. Und wer hätte es voraussehen können? Diese Zärtlichkeit wuchs mit den Jahren, und stieg zu einer Höhe, daß ich endlich die Folgen davon fürchtete. Ich wandte nun alle Gegenmittel an, die in meiner Macht standen. Ich begnügte mich nicht, meinem Sohn unter vier Augen einen scharfen Verweis zu geben, indem ich ihm das Frevelhafte der Leidenschaft vorstellte, der er sich hingab, und die ewige Schmach, womit er seine Familie bedecken würde, wenn er in seinen verbrecherischen Lüsten beharrete; ich machte meiner Tochter dieselben Vorstellungen, und ich sperrte sie so eng ein, daß sie keine Verbindung mehr mit ihrem Bruder hatte. Aber die Unglückliche hatte das Gift schon verschluckt, und alle Hindernisse, die meine Vorsicht ihrer Liebe entgegenstellen konnte, dienten nur dazu, dieselbe noch mehr zu reizen.

Mein Sohn war überzeugt, daß seine Schwester unverändert für ihn blieb, und er ließ unter dem Vorwande, sich ein Grabmal zu bauen, diese unterirdische Wohnung anlegen, in der Hoffnung, eines Tages Gelegenheit zu finden, den mitschuldigen Gegenstand seiner Glut hieher zu entführen. Er hat die Zeit meiner Abwesenheit benutzt, den Gewahrsam seiner Schwester zu sprengen: und dies ist ein Umstand, welchen die Ehre mir nicht erlaubte kund werden zu lassen. Nach einer so verdammlichen That, hat er sich

dann mit ihr an diesem Orte versperrt, welchen er, wie du siehst, mit Vorräthen aller Art versehen hat, um darin recht lange seiner grauenvollen Lüste zu genießen, welche alle Welt mit Entsetzen erfüllen müssen. Aber Gott hat diesen Greuel nicht dulden wollen, und hat sie beide nach Verdienst bestraft.«

Er zerfloß in Thränen, indem er diese Worte aussprach und ich vermischte meine Thränen mit den seinen.

Nach einer Weile warf er den Blick auf mich, und indem er mich umarmte, fuhr er fort: »Aber, mein lieber Neffe, wenn ich meinen unwürdigen Sohn verliere, so finde ich glücklicherweise in dir einen, der seine Stelle besser ausfüllt.« Die Betrachtungen, welche er hierauf noch über das traurige Ende des Prinzen und der Prinzessinn anstellte, entlockte uns neue Thränen.

Wir stiegen dieselbe Treppe wieder hinauf und verließen endlich diesen grauenvollen Ort. Wir ließen die eiserne Fallthüre nieder und bedeckten sie mit Erde und Schutt von dem abgebrochenen Grabe, um so viel als möglich ein so furchtbares Beispiel des göttlichen Strafgerichts zu verbergen.

Wir waren noch nicht lange zurück in dem Palast, ohne daß jemand unsere Abwesenheit bemerkt hatte, als wir ein verworrenes Getöse von Trompeten, Pauken, Trommeln und andern Kriegsinstrumenten hörten. Ein dicker Staub, der die Luft verfinsterte, bedeutete uns alsbald, was es wäre, und verkündigte uns den Anzug eines furchtbaren Kriegsheeres.

Es war derselbe Wesyr, der meinen Vater entthront und sich seiner Staaten bemächtigt hatte, und nun mit zahllosen Heerschaaren daher kam, um sich auch der Staaten des Königs, meines Oheims, zu bemächtigen.

Dieser Fürst, der damals nur seine gewöhnliche Leibwache um sich hatte, konnte so vielen Feinden nicht widerstehen. Sie umringten die Stadt, und da ihnen die Thore ohne Widerstand geöffnet wurden, so hatten sie wenig Mühe, sich derselben zu bemeistern. Nicht mehr Mühe hatten sie, bis zum Palaste des Königs, meines Oheims, vorzudringen, welcher sich zwar zur Wehre setzte, aber getödtet wurde, nachdem er sein Leben theuer verkauft hatte. Ich meinerseits focht noch einige Zeit, aber als ich wohl einsah, daß ich der Uebermacht weichen mußte, war ich auf meinen Rückzug bedacht. Ich hatte das Glück, mich auf Umwegen zu retten, und mich zu einem Offizier des Königs zu flüchten, dessen Treue mir bekannt war.

Von Leiden gebeugt, vom Schicksale verfolgt, nahm ich meine Zuflucht zu einer List, als dem einzigen Mittel, das mir übrig blieb, mein Leben zu fristen. Ich ließ mir den Bart und die Augenbraunen scheeren; und nachdem ich mich als Kalender gekleidet hatte, ging ich aus der Stadt, ohne daß jemand mich erkannte.

Hierauf war es mir leicht, mich aus dem Reiche des Königs, meines Oheims, zu entfernen, indem ich auf abgelegenen Wegen fortwanderte. Ich vermied, durch die Städte zu gehen, bis daß ich in das Reich des mächtigen Beherr-

schers der Gläubigen 27), des ruhmreichen und berühmten Chalyfen Harun Arreschyd gelangte, wo meine Furcht aufhörte. Da ging ich mit mir zu Rathe, was ich thun sollte, und faßte den Entschluß, hieher nach Bagdad zu gehen, und mich diesem großen Fürsten zu Füßen zu werfen, dessen Edelmuth überall gepriesen wird. »Ich werde ihn,« sagte ich bei mir selber, »durch die Erzählung einer so erstaunlichen Geschichte, als die meine ist, rühren; er wird ohne Zweifel Mitleid mit einem unglücklichen Prinzen haben, und nicht vergeblich werde ich seinen Schutz anflehen.«

Endlich, nach einer Reise von mehreren Monaten, habe ich heute das Thor dieser Stadt erreicht; gegen Abend bin ich herein gegangen, und indem ich ein wenig verweile, mich wieder zu sammeln und zu überlegen, nach welcher Seite hin ich meine Schritte lenken soll, kömmt dieser andere Kalender, den ihr hier bei mir sehet, auch als Reisender an. Er grüßt mich, ich grüße ihn wieder. »Nach eurem Aussehen,« sage ich zu ihm, »seyd ihr ein Fremder, wie ich.« Er antwortet mir, daß ich mich nicht irre. In dem Augenblicke, daß er mir diese Antwort gibt, kommt der dritte Kalender, den ihr hier sehet, dazu. Er grüßt uns, und gibt zu erkennen, daß er ebenfalls ein Fremder und neuer Ankömmlung zu Bagdad ist. Als Brüder gesellen wir uns zu einander, und fassen den Entschluß uns nicht zu trennen.

Unterdessen war es spät geworden, und wir wußten nicht, wo wir eine Herberge finden soll-

ten, in einer Stadt, wo wir ganz unbekannt, und nie zuvor gewesen waren. Aber unser gutes Glück führte uns an eure Thüre, und wir nahmen uns die Freiheit, anzuklopfen: ihr habt uns mit so viel Freundlichkeit und Güte empfangen, daß wir nicht genug dafür danken können.

»Da habt ihr nun, gnädige Frau,« fügte er hinzu, »was ihr mir befahlet, euch zu erzählen: warum ich mein rechtes Auge verloren habe, warum ich den Bart und die Augenbraunen geschoren trage, und warum ich in diesem Augenblicke bei euch bin.«

»Es ist genug, sagte Sobeïde,« wir sind zufrieden; gehet, wohin ihr wollt.«

Der Kalender entschuldigte sich, und bat die Herrinn um die Erlaubniß, da bleiben zu dürfen, um die Genugthuung zu haben, die Geschichte seiner beiden Mitbrüder zu hören, welche er, wie er sagte, nicht mit Ehren verlassen könnte, so wie die Geschichte der drei übrigen Personen der Gesellschaft.

»Herr,« sagte Scheherasade bei dieser Stelle, der anbrechende Tag verhindert mich, zu der Geschichte des zweiten Kalenders überzugehen, aber wenn Euer Majestät sie morgen hören will, so wird sie euch nicht weniger unterhalten, als die des ersten Kalenders.«

Der Sultan willigte darein, und stand auf, um in die Rathsversammlung zu gehen.

Vier und vierzigste Nacht.

Dinarsade, die nicht zweifelte, daß die Geschichte des zweiten Kalenders ihr eben so viel Vergnügen gewähren würde, als die des ersten, ermangelte nicht, die Sultaninn vor Tages aufzuwecken und sie zu bitten, die versprochene Geschichte anzufangen.

Scheherasade wandte sich sogleich zu dem Sultan, und sprach also:

»Herr, die Geschichte des ersten Kalenders bedünkte der ganzen Gesellschaft sehr seltsam, und vor allen dem Chalyfen. Die Gegenwart der Sklaven, mit ihren Säbeln in der Faust, hielt ihn nicht ab, ganz leise zu dem Wesyr zu sagen: »So lange ich denken kann, habe ich wohl mancherlei Geschichten gehört, aber niemals habe ich etwas vernommen, das der Geschichte dieses Kalenders gleichkäme.«

Während er also sprach, nahm der zweite Kalender das Wort, wandte sich zu Sobeïde'n, und sprach also:

Geschichte
des zweiten Kalenders und Königssohnes.

»Gnädige Frau, um eurem Befehle zu gehorchen und auch zu berichten, durch welches seltsame Abenteuer ich auf dem rechten Auge blind geworden bin, muß ich euch meine ganze Lebensgeschichte erzählen.

Ich war kaum aus den Kinderjahren, als der König, mein Vater, der in mir viel Geistesanlagen bemerken wollte, nichts sparte, sie auszubilden. Er versammelte um mich alles, was es in seinen Staaten an ausgezeichneten Männern in den Wissenschaften und den schönen Künsten gab. Ich konnte nicht sobald lesen und schreiben, als ich den ganzen Koran [28]) auswendig lernte, dieses bewundernswürdige Buch, welches die Grundlehren, die Gebete und Vorschriften unsers Glaubens enthält; und um ihn gründlich verstehen zu lernen, las ich die Werke der bewährtesten Schriftsteller, welche ihn durch ihre Auslegung erläutert haben. Ich verband damit die Kunde aller aus dem Munde unserer Propheten durch die großen Männer, ihre Zeitge-

nossen, gesammelten Ueberlieferungen. Ich begnügte mich nicht, alles zu erlernen, was unsern Glauben betrifft, ich trieb auch mit besonderem Eifer unsere Geschichte; ich vervollkommnete mich in den schönen Wissenschaften, der Lesung unserer Dichter, und der Verskunst; ich befliß mich der Erdbeschreibung, Zeitkunde, und der Reinigkeit unserer Sprache, ohne bei alledem eine der Uebungen zu vernachlässigen, welche einem Prinzen geziemen. Aber was ich besonders liebte, und mir vorzüglich gelang, war, die Schriftzeichen unserer Arabischen Sprache zu bilden. Ich machte darin so große Fortschritte, daß ich die berühmtesten Schreibmeister unseres Königreichs übertraf.

Das Gerücht that mir mehr Ehre an, als ich verdiente. Es begnügte sich nicht, den Ruf von meinen Gaben in den Staaten des Königs, meines Vaters, auszustreuen, es verbreitete ihn sogar bis an den Hof von Indien, wo der mächtige König neugierig ward, mich zu sehen; und einen Gesandten mit reichen Geschenken schickte, um mich von meinem Vater zu erbitten.

Dieser war über diese Gesandtschaft aus mehreren Gründen sehr erfreut. Er war überzeugt, daß einem Prinzen meines Alters nichts angemessener wäre, als, die auswärtigen Höfe zu bereisen; und zugleich war er froh, sich die Freundschaft des Sultans von Indien zu erwerben.

Ich reiste also mit dem Gesandten, aber nur mit kleinem Gefolge, wegen der Länge und Beschaffenheit des Weges.

Wir waren schon ein Monat unterweges, als

wir von fern eine dicke Staubwolke erblickten, aus welcher wir bald funfzig wohlgewaffnete Reiter hervortreten sahen. Es waren Räuber, welche in vollem Galopp auf uns zu sprengten.

Scheherasade bemerkte bei dieser Stelle den Tag, und erinnerte den Sultan daran. Dieser stand auf; aber neugierig zu wissen, was zwischen den funfzig Reitern und dem Gesandten von Indien vorgehen würde, erwartete er mit Ungeduld die folgende Nacht.

Fünf und vierzigste Nacht.

Es war beinahe Tag, als Scheherasade die Geschichte des zweiten Kalenders folgendermaaßen wieder aufnahm:

»Gnädige Frau,« fuhr der Kalender fort, »da wir zehn Saumrosse mit unserm Zeug und mit den Geschenken meines Vaters für den Sultan von Indien beladen mit uns führten, und unser nur Wenige waren, so könnt ihr wohl denken, daß die Räuber nicht säumten, uns anzufallen. Da wir nicht im Stande waren, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, so sagten wir ihnen, daß wir Gesandte des Sultans von Indien wären, und daß wir hofften, sie würden die ihm schuldige Ehrfurcht nicht verletzen. Wir glaubten dadurch unser Leben und unsere Habe zu retten; aber die Räuber antworteten uns trotzig: »Warum sollten wir Ehrfurcht haben vor dem Sultan, eurem Herren? Wir sind nicht seine Unterthanen; wir sind nicht einmal in seinem Lande.«

Indem sie dies sagten, umringten sie uns

und griffen uns an. Ich vertheidigte mich so lange als möglich; aber als ich mich verwundet fühlte, und sah, daß der Gesandte und seine und meine Leute schon alle zu Boden gestreckt lagen, benutzte ich die noch übrigen Kräfte meines auch schon verwundeten Pferdes, und entfloh ihnen. Ich spornte es so lange, als es mich tragen konnte: aber plötzlich versagte ihm die Kraft, und es stürzte vor Mattigkeit und Blutverlust stracktodt unter mir nieder. Ich machte mich schleunig davon los; und als ich sah, daß niemand mich verfolgte, erkannte ich wohl, daß sie sich nicht hatten von der Beute trennen wollen, die sie gemacht hatten.

Bei dieser Stelle bemerkte Scheherasade, daß es Tag war, und war genöthigt, inne zu halten.

»Ach meine Schwester,« sagte Dinarsade, »ich bin recht ärgerlich, daß du diese Geschichte nicht weiter erzählen kannst.«

»Wenn du heute nicht so lange geschlafen hättest,« antwortete die Sultaninn, »so hätte ich mehr davon erzählt.« —

»Schon gut,« begann Dinarsade wieder, »ich will morgen fleißiger seyn, und hoffe, daß du die Neugier des Sultans für dasjenige entschädigen wirst, was meine Nachlässigkeit ihm entzogen hat.«

Schachriar stand auf, ohne ein Wort zu sagen, und ging an seine gewöhnlichen Beschäftigungen.

Sechs und vierzigste Nacht.

Dinarsade versäumte nicht, die Sultaninn früher als gestern zu wecken, und Scheherasade fuhr in der Geschichte des zweiten Kalenders also fort:

»So war ich denn, gnädige Frau,« erzählte der Kalender, »allein, verwundet, von aller Hülfe entblößt in einem mir unbekannten Lande. Ich wagte es nicht, wieder auf die große Straße zu gehen, aus Furcht, den Räubern abermals in die Hände zu fallen. Nachdem ich meine Wunde, die nicht gefährlich war, verbunden hatte, wanderte ich den übrigen Theil des Tages fort, und erreichte den Fuß eines Berges, an dessen Abhang ich den Eingang einer Höhle bemerkte. Ich trat hinein, und brachte die Nacht ziemlich ruhig zu, nachdem ich meine Früchte gegessen, welche ich unterweges gepflückt hatte.

Den nächsten Morgen und die folgenden Tage setzte ich meine Wanderung fort, ohne einen Ort zu finden, wo ich mich aufhalten konnte. Aber nach Verlauf eines Monats entdeckte ich eine große volkreiche Stadt, in einer vortheilhaften Lage, von mehreren Strömen umher bewässert, und in einer Gegend, wo ein immerwährender Frühling herrschte.

Die angenehmen Gegenstände, welche sich hier meinen Augen darboten, erfreuten mich, und verscheuchten für einige Augenblicke meine tödtliche Traurigkeit, mich in dem Zustande zu sehen, worin ich mich befand. Mein Gesicht, die Hände und die Füße, waren ganz braun geworden, und

von der Sonne verbrannt; durch die lange Wanderung war mein Schuhzeug zerrissen, und ich war genöthigt, baarfuß zu gehen; überdieß waren meine Kleider ganz zerlumpt.

Ich ging in die Stadt, um mich zu erkundigen, wo ich war, ich wandte mich an einen Schneider, der in seinem Laden arbeitete. In Rücksicht auf meine Jugend und Bildung, welche etwas anderes ankündigte, als ich schien, ließ er mich bei sich niedersitzen. Er fragte mich, wer ich wäre, woher ich käme, und was mich hieher geführt hätte. Ich verschwieg ihm nichts von allem, was mir begegnet war, und trug auch sogar kein Bedenken, ihm meinen Stand zu entdecken.

Der Schneider hörte mir aufmerksam zu; als ich meine Erzählung geendigt hatte, vermehrte er nur meinen Kummer, anstatt mir Trost zu gewähren. »Hütet euch wohl,« sagte er zu mir, »irgend Jemand das anzuvertrauen, was ihr mir hier mitgetheilt habt; denn der Fürst dieses Landes ist der Feind des Königs, eures Vaters, und er würde euch ohne Zweifel ein Leid anthun, wenn er von eurer Ankunft in dieser Stadt unterrichtet wäre.«

Ich zweifelte nicht an der Aufrichtigkeit des Schneiders, sobald er mir den Fürsten genannt hatte; aber da die Feindschaft zwischen ihm und meinem Vater keinen Bezug auf meine Abenteuer hat, so erlaubet mir, gnädige Frau, daß ich sie mit Stillschweigen übergehe.

Ich dankte dem Schneider für die Weisung, die er mir gegeben hatte, und versicherte ihn,

daß ich mich ganz seinem guten Rath überlassen, und nie die Gefälligkeit vergessen würde, welche er mir erzeigte. Da er er wohl einsah, daß es mir nicht an Eßlust fehlen könnte, so ließ er mir zu essen bringen, und bot mir sogar eine Wohnung bei sich an; was ich denn auch annahm.

Einige Tage nach meiner Ankunft, als er bemerkte, daß ich hinlänglich hergestellt war von den Beschwerden meiner langen und mühseligen Reise, und da er wohl wußte, daß die meisten Prinzen meines Glaubens, aus Vorsicht gegen die Unfälle des Schicksals, irgend eine Kunst oder Handwerk erlernen [29]), um dasselbe im Falle der Noth zu ergreifen, so fragte er mich, ob ich dergleichen könnte, um davon zu leben, ohne jemand zur Last zu fallen. Ich antwortete ihm, ich verstände beide Rechte, wäre Sprachkundiger, Dichter, und vor allem schriebe ich vollkommen.

»Mit allem, was ihr mir da herzählt,« erwiederte er, »könnt ihr in diesem Lande nicht einen Bissen Brot verdienen; nichts ist hier unnützer, als diese Art von Kenntnissen. Wenn ihr meinem Rathe folgen wollt,« fügte er hinzu, »so ziehet ein kurzes Kleid an, und da ihr mir stark und von tüchtiger Leibesbeschaffenheit scheinet, so gehet in den benachbarten Wald, Brennholz zu hauen; bringet es auf den Markt zum Verkaufe, und ich versichere euch, ihr werdet so ein kleines Einkommen gewinnen, wovon ihr unabhängig leben könnt. Durch dieses Mittel werdet ihr euch in den Stand setzen, ruhig abzuwarten, bis der Himmel euch günstig wird, und das Ge-

wölke des Mißgeschicks zerstreut, welches das Glück eures Lebens verdunkelt, und euch nöthigt, eure Geburt zu verbergen. Ich übernehme es, euch ein Seil und eine Axt zu verschaffen.«

Die Furcht erkannt zu werden, und die Nothwendigkeit des Unterhalts bestimmten mich, dieses Gewerbe zu ergreifen, ungeachtet der Niedrigkeit und der Beschwerde, die damit verknüpft waren.

Gleich am folgenden Tage kaufte der Schneider mir eine Axt und ein Seil, nebst einem kurzen Kleide; und dann empfahl er mich einigen armen Einwohnern, welche auf dieselbe Weise ihren Unterhalt gewannen, und bat sie, mich mit zu nehmen.

Sie führten mich nach dem Walde; und schon am ersten Tage brachte ich auf meinem Kopfe eine starke Last Holz heim, welche ich für ein halbes Goldstück des Landes verkaufte; denn obgleich der Wald nicht sehr entfernt war, so war das Holz nicht minder theuer in der Stadt, weil so Wenige sich die Mühe gaben, hinzugehen und welches zu hauen. In kurzer Zeit gewann ich ansehnlich, und ich gab dem Schneider das Geld zurück, welches er für mich ausgelegt hatte.

Es war schon länger als ein Jahr, daß ich auf diese Weise lebte, als ich eines Tages tiefer als gewöhnlich in den Wald eindrang, und auf eine sehr anmuthige Stelle kam, wo ich auch anfing, Holz zu fällen. Indem ich eine Baumwurzel herausriß, bemerkte ich einen eisernen Ring, welcher an einer Fallthüre von demselben Erze befestigt war. Ich räumte sogleich die Erde dar-

über weg, hob sie auf, und sah eine Treppe, welche ich mit meiner Axt hinabstieg.

Als ich am Fuße der Treppe war, befand ich mich in einem weitläufigen Palaste, und sah mit großer Verwunderung, daß es darin eben so hell war, als wenn er über der Erde in der freiesten Gegend stände. Ich schritt vorwärts durch eine Säulen-Halle von Jaspis mit Füßen und Knäufen von gediegenem Golde: da sah ich eine Frau mir entgegen treten, die mir so edel, so lieblich, und von einer so außerordentlichen Schönheit erschien, daß ich, aller andern Gegenstände um mich vergessend, mich einzig ihrem Anblicke hingab; und ich erinnerte mich in diesem Augenblicke, was ein Dichter von einer ähnlichen Schönheit sagte, indem er sich also ausdrückte.

»Nie haben sich vier Dinge besser mit einander vereinigt gefunden, um Herzen zu rauben und das Blut in Wallung zu bringen, als bei diesem Mädchen; nämlich:

Die Mittagssonne der Stirn, die dunkle Nacht der Haare, die Röthe der Wangen, und der Tagesglanz des Leibes.«

Hier hörte Scheherasade auf zu reden, weil sie sah, daß es Tag war.

»Meine liebe Schwester,« sagte darauf Dinarsade, »ich gestehe dir, daß ich sehr zufrieden mit demjenigen bin, was du heute erzählt hast; und ich bilde mir ein, daß das Uebrige nicht minder wunderbar ist.«

»Du täuschest dich nicht,« antwortete die Sultaninn; »denn der Verfolg der Geschichte dieses

zweiten Kalenders ist der Aufmerksamkeit des Sultans, meines Herrn, noch würdiger, als alles, was er bisher gehört hat.«

»Ich zweifle daran;« sagte Schachriar, indem er aufstand. »Doch wollen wir morgen sehen.«

Sieben und vierzigste Nacht.

Dinarsarde weckte auch diese Nacht sehr früh; und die Sultaninn, um die Wißbegier ihrer Schwester zu befriedigen, erzählte weiter, was sich in dem unterirdischen Palaste zwischen der Frau und dem Prinzen zutrug.

»Der zweite Kalender,« hub sie an, »fuhr also in der Erzählung seiner Geschichte fort:

»Um der schönen Frau die Mühe zu ersparen, bis zu mir zu kommen, beeilte ich mich, ihr zu nahen; und indem ich ihr eine tiefe Verbeugung machte, sprach sie zu mir: »Wer seyd ihr? seyd ihr ein Mensch oder ein Geist?« — »Ich bin ein Mensch, Herrinn,« antwortete ich ihr, indem ich mich wieder aufrichtete, »und ich habe keinen Verkehr mit den Geistern.« — Durch welches Abenteuer«, fuhr sie mit einem tiefen Seufzer fort, »befindet ihr euch hier? Es sind fünf und zwanzig Jahre, daß ich hier wohne, und während dieser ganzen Zeit habe ich keinen andern Menschen hier gesehen, als euch.«

Ihre große Schönheit, die mich schon hingerissen hatte, ihre Sanftmuth, und die Freundlichkeit, mit welcher sie mich empfing, gaben mir die Dreistigkeit, ihr zu antworten: »Herrinn, bevor ich die Ehre habe, eure Neugier zu

befriedigen, erlaubet mir, euch zu sagen, daß ich mich unendlich glücklich preise über diese unversehene Begegnung, welche mir Gelegenheit darbietet, mich in meiner Betrübniß zu trösten, und vielleicht auch euch glücklicher zu machen, als ihr seyd.«

Ich erzählte ihr aufrichtig, durch welches seltsame Schicksal sie in meiner Person einen Königssohn in solchem Zustande vor sich sähe, und wie der Zufall es gewollt, daß ich den Eingang ihres prächtigen, aber allem Anscheine nach, dennoch langweiligen, Gefängnisses gefunden hätte.

»Ach, Prinz,« sagte sie, abermals seufzend, »ihr habt wohl Ursache zu glauben, daß dieses so reiche und so prachtvolle Gefängniß, nichts destoweniger ein sehr langweiliger Aufenthalt ist. Auch der reizendste Ort kann nicht gefallen, wenn man wider seinen Willen daselbst ist. Ihr habt gewiß schon von dem großen Epitimarus gehört, dem Könige der Ebenholz-Insel, welche so genannt ist, weil sie dieses köstliche Holz im Ueberflusse hervorbringt. Ich bin die Tochter dieses Königs.

Der König, mein Vater, hatte mich einem Prinzen zur Gemahlinn bestimmt, der mein Vetter war; aber in der ersten Hochzeitnacht, mitten unter den Lustbarkeiten des Hofes und der Hauptstadt der Ebenholz-Insel, bevor ich meinem Manne zugeführt war, entführte mich ein Geist. Ich sank in diesem Augenblick in Ohnmacht und verlor alles Bewußtseyn; und als ich wieder zu mir selber kam, befand ich mich in diesem Palaste. Ich bin lange darüber untröstlich

gewesen; aber die Zeit und die Nothwendigkeit haben mich daran gewöhnt, den Anblick des Geistes zu ertragen. Es sind, wie ich euch schon gesagt habe, fünf und zwanzig Jahre, daß ich an diesem Orte bin, wo ich sagen kann, daß ich alles nach Wunsch habe, was zum Leben gehört, und was eine Prinzessinn befriedigen könnte, welche nur den Staat und den Putz liebte.

Von zehn zu zehn Tagen kömmt der Geist, eine Nacht bei mir zu liegen; nicht öfter schläft er hier, und seine Entschuldigung darüber ist, daß er mit einer andern Frau verheirathet sey, die eifersüchtig seyn würde, wenn seine Untreue gegen sie zu ihrer Kenntniß käme. Indessen, wenn ich seiner bedarf, sey es Tag oder Nacht. so darf ich nur einen Talisman berühren, welcher am Eingange meines Gemaches ist, und alsbald erscheint der Geist. Es sind heute vier Tage, daß er hier gewesen ist; also erwarte ich ihn erst in sechs Tagen; und deshalb könnt ihr fünf Tage bei mir bleiben, und mir Gesellschaft leisten, wenn es euch gefällt. Ich werde mich bemühen, euch eurem Stande und euren Verdiensten gemäß zu bewirthen.«

Ich würde mich zu glücklich geschätzt haben, eine so große Gunst zu erlangen, wenn ich darum gebeten hätte, als daß ich ein so verbindliches Anerbieten hätte ablehnen sollen. Die Prinzessinn ließ mich in ein Bad gehen, welches das sauberste, bequemste, und prächtigste war, das man sich vorstellen kann; und als ich wieder heraus kam, fand ich, anstatt meines Kleides, ein anderes sehr reiches, welches ich weniger die-

ses Reichthums wegen anlegte, als mich der Gesellschaft der Prinzessinn würdiger darzustellen.

Wir setzten uns auf ein Sofa, das mit einem köstlichen Teppich bedeckt, und mit Kissen vom schönsten Indischen Brokat versehen war; und bald darnach besetzte sie einen Tisch mit den erlesensten Speisen; indem sie folgende Verse aussprach:

»Hätte ich deine Ankunft vermuthet, so würde ich dir gleich einem Teppich, ausgebreitet haben, das Edelste meiner Seele und das Schwarze meiner Augen..

Auf die Erde hätte ich meine Wangen gebreitet, damit dein Weg über meine Augenlieder gegangen wäre.«

Wir aßen hierauf mitsammen, und brachten den übrigen Theil des Tages sehr angenehm zu, und zur Nacht nahm sie mich in ihr Bette auf.

Am folgenden Tage, da sie mir auf alle Weise Vergnügen zu machen suchte, bewirthete sie mich zu Mittage mit einer Flasche alten Weins, des trefflichsten, den man trinken kann; und aus Gefälligkeit trank sie auch einige Züge mit mir davon. Als mir nun der Kopf von diesem angenehmen Getränke erhitzt war, sprach ich zu ihr: Schöne Prinzessinn, es ist schon zu lange, daß ihr hier lebendig begraben seyd, folget mir, kommt und erfreut euch wieder des wahrhaften Tageslichtes, dessen ihr seit so vielen Jahren beraubt seyd. Verlasset das falsche Licht, das euch hier täuscht.«

»Prinz,« antwortete sie mir lächelnd, »lasset diese Rede. Ich achte den schönsten Tag auf

der Welt für nichts, wofern ihr hier von zehn Tagen mir neun gewährt, und dem Geiste den zehnten überlasset.« — »Prinzessinn«, fuhr ich fort, »ich sehe wohl, daß die Furcht vor dem Geiste euch diese Sprache eingibt. Ich meinerseits fürchte ihn so wenig, daß ich seinen Talisman sammt dem darauf geschriebenen Zauberschnörkel in Stücken schlagen will. Mag er dann kommen, ich erwarte ihn. Wie gewaltig und furchtbar er auch seyn mag, ich will ihn das Gewicht meines Arms fühlen lassen. Ich schwöre hier, alles, was es von Geistern auf der Welt gibt, zu vertilgen, und ihn zuerst.«

Die Prinzessinn, welche die Folgen davon voraus sah, beschwur mich, den Talisman nicht anzurühren. »Das wäre das Mittel,« sagte sie zu mir, »uns beide zu Grunde zu richten. Ich kenne die Geister besser, als ihr.«

Aber die Dünste des Weines ließen mir die Vernunftgründe der Prinzessinn nicht eingehen, ich trat mit dem Fuß in den Talisman und zerschmetterte ihn in mehrere Stücke.«

Bey diesen Worten bemerkte Scheherasade, daß es Tag war, und schwieg; und der Sultan stand auf. Da er aber nicht zweifelte, daß der zerbrochene Talisman irgend ein merkwürdiges Ereigniß zur Folge haben würde, so beschloß er, auch das Uebrige der Geschichte zu hören.

Acht und vierzigste Nacht.

Dinarsade erwachte kurz vor Tages, und rief der Sultaninn zu: »Schwester, wenn du

nicht schläfst, »so bitte ich dich, uns zu erzählen, was in dem unterirdischen Palaste vorging, nachdem der Prinz den Talisman zertrümmert hatte.«

»Du sollst es sogleich hören,« sagte Scheherasade. Und indem sie den Faden wieder aufnahm, erzählte sie, in der Person des zweiten Kalenders also weiter: Kaum war der Talisman zerbrochen, so erbebte der Palast, als wollte er zusammenstürzen, mit einem furchtbaren, dem Donner ähnlichen Getöse, begleitet von Blitzen, abwechselnd mit tiefer Finsterniß.

Dieses entsetzliche Gekrach zerstreute augenblicklich die Dünste des Weines, und ließ mich, freilich zu spät, meine Unbesonnenheit erkennen.

»Prinzessinn,« rief ich aus, »was bedeutet dies?« Sie antwortete, ganz erschrocken, und ohne an ihr eigenes Unglück zu denken: »Wehe! es ist um euch geschehen, wenn ihr nicht entfliehet.«

Ich folgte ihrem Rathe; und mein Schreck war so groß, daß ich meine Axt und Schuhe vergaß.

Kaum hatte ich die Treppe erreicht, welche ich herab gestiegen war, als der Zauberpalast sich aufthat, und der Geist hereinfuhr. Er fragte zornig die Prinzessinn: »Was ist euch zugestoßen? und warum ruft ihr mich?« »Eine Uebelkeit,« antwortete ihm die Prinzessinn, »nöthigte mich die Weinflasche zu holen, welche ihr hier sehet, ich trank zwei oder dreimal davon, unglücklicherweise that ich einen Fehltritt, und

fiel auf den Talisman, welcher zerbrach. Weiter ist es nichts.«

Auf diese Antwort sagte der Geist wüthend zu ihr: »Ihr seyd eine unverschämte Lügnerinn. Die Axt und die Schuhe dort, wie kommen die hieher?« — »Ich sehe sie jetzo zum erstenmal,« erwiederte die Prinzessinn. In dem Ungestüm, womit ihr gekommen seyd, habt ihr sie vielleicht selber im Vorbeistreichen irgendwo aufgerafft und mit hieher gebracht, ohne es bemerkt zu haben.«

Der Geist antwortete nur durch Schimpfreden und durch Schläge, wovon ich den Lärm hörte. Ich konnte es nicht länger aushalten, das Weinen und Wehgeschrei der so grausam mißhandelten Prinzessinn zu hören Ich hatte schon das Kleid, welches sie mich anlegen lassen, ausgezogen und meines wiedergenommen, das ich am vorigen Tage, als ich aus dem Bade kam, auf die Treppe gelegt hatte. Also stieg ich vollends hinauf, um so mehr von Schmerz und Mitleid durchdrungen, als ich die Ursache eines so großen Unglücks und der undankbarste und strafbarste aller Menschen war, indem ich die schönste Prinzessinn der Erde der Grausamkeit eines unversöhnlichen Geistes hingab.

»Es ist wahr,« sagte ich bei mir selber, »daß sie seit fünfundzwanzig Jahren eine Gefangene ist: aber, die Freiheit ausgenommen, blieb ihr nichts zu wünschen übrig, um glücklich zu seyn. Meine Unbesonnenheit zerstört ihr Glück, und überliefert sie der Grausamkeit eines erbarmungslosen Geistes.

»Ich ließ die Fallthüre nieder, bedeckte sie wieder mit Erde, und kehrte nach der Stadt zurück, mit einer Tracht Holz, welche ich zurecht machte, ohne zu wissen, was ich that, so sehr war ich erschüttert und betrübt. Zugleich sprach ich folgende Verse aus:

»O du Schicksal, das sich meinem Glücke so widersetzt, als wäre ich dein Feind! täglich bringst du mir noch ein größeres Unglück.

Lässest du mir auch einmal einen Tag heiter vorübergehen, so muß ich immer wieder ein Unheil erwarten, das du mir für den nächsten Tag bereitest.«

Der Schneider, mein Wirth, bezeigte eine große Freude, mich wiederzusehen. »Eure Abwesenheit,« sagte er zu mir, »hat mir viel Unruhe gemacht, wegen des Geheimnisses eurer Geburt, das ihr mir vertraut habt. Ich wußte nicht, was ich denken sollte, und fürchtete, daß euch jemand erkannt hätte. Gott sey gedankt für eure Heimkehr!«

Ich dankte ihm für seine Theilnahme und Freundschaft; aber ich sagte ihm nichts von dem, was mir begegnet war, noch von der Ursache, daß ich ohne Axt und Schuhe heim kam.

Ich begab mich in meine Kammer, wo ich mir tausendmal meine große Unbesonnenheit vorwarf. »Nichts,« sagte ich zu mir selber, »wäre meinem Glücke mit der Prinzessinn zu vergleichen gewesen, wenn ich mich hätte bezähmen können, und den Talisman nicht zerbrochen hätte.«

Während ich mich diesen trübseligen Gedanken hingab, trat der Schneider herein, und sagte zu mir: »Ein Greis, den ich nicht kenne, kommt eben mit eurer Axt und euren Schuhen, welche er auf seinem Wege gefunden hat, wie er sagt. Er hat von euren Genossen, die mit euch in den Wald gehen, erfahren, daß ihr hier wohnet. Kommt und redet mit ihm; er will sie euren eigenen Händen übergeben.«

Bei dieser Rede verwandelte sich meine Farbe, und ich zitterte am ganzen Leibe. Der Schneider fragte mich um die Ursache davon, als plötzlich der Boden meiner Kammer sich aufthat: der Greis, der nicht die Geduld gehabt hatte zu warten, erschien, und stand mit der Axt und den Schuhen vor uns. Es war der Geist und Entführer der Prinzessinn von der Ebenholz-Insel, welcher diese Gestalt angenommen, nachdem er sie mit der äußersten Grausamkeit behandelt hatte. »Ich bin ein Geist,« sprach er aus, »ein Sohn der Tochter des Iblis [30]), des Fürsten der Geister. Ist das hier nicht deine Axt?« fügte er hinzu, indem er sich zu mir wandte. »Sind das hier nicht deine Schuhe?«

Scheherasade bemerkte bei dieser Stelle, daß es Tag war, und hörte auf zu erzählen.

Der Sultan fand die Geschicht des zweiten Kalenders zu schön, als daß er nicht mehr davon hätte wissen wollen. Deshalb stand er mit der Absicht auf, in der folgenden Nacht die Fortsetzung derselben zu hören.

Neun und vierzigste Nacht.

In der folgenden Nacht rief Dinarsade der Sultaninn zu: »Meine liebe Schwester, ich bitte dich, erzähle uns, wie der Geist den Prinzen behandelte.«

»Ich will deine Neugier befriedigen,« antwortete Scheherasade, und nahm die Geschichte des zweiten Kalenders wieder auf: »Der Kalender erzählte Sobeïden weiter, und sagte: »Gnädige Frau, als der Geist in Wuth mir diese Frage gethan hatte, ließ er mir keine Zeit, ihm zu antworten; und ich hätte es auch nicht vermocht, so sehr hatte seine furchtbare Erscheinung mich außer mir gesetzt.

Er faßte mich um die Mitte des Leibes, und schleppte mich aus der Kammer, dann schwang er sich mit mir bis zum Himmel empor, und riß mich mit solcher Gewalt und Schnelligkeit durch die Luft dahin, daß ich mehr nur die Höhe erblickte, zu welcher ich gestiegen war, als den Weg, welchen er in wenigen Augenblicken mit mir zurücklegte. Er senkte sich eben wieder auf die Erde nieder, stampfte mit dem Fuße, daß sie sich aufthat, und fuhr mit mir hinein: und alsbald befand ich mich in dem Zauberpalaste bei der schönen Prinzessinn von der Ebenholz-Insel.

Aber, ach, welch' ein Schauspiel! Ich sah hier etwas, das mir das Herz durchbohrte: die Prinzessinn lag nackt und ganz im Blute schwimmend auf dem Boden hingestreckt mehr todt als lebend, und die Wangen in Thränen gebadet.

»Treulose,« sprach der Geist zu ihr, indem er mich ihr zeigte, »ist dies nicht dein Buhle?« Sie wandte ihre schmachtenden Augen nach mir, und antwortete traurig: »Ich kenne ihn nicht, ich sehe ihn diesen Augenblick zum erstenmale.« — »Wie,« fuhr der Geist fort, »er ist die Ursache, daß du in diesem verdienten Zustande bist, und du erfrechst dich zu sagen, daß du ihn nicht kennest?« — »Wenn ich ihn nun nicht kenne,« antwortete die Prinzessinn, »wollt ihr denn, daß ich eine Lüge sage, welche die Ursache seines Verderbens wäre.« —

»Wohlan denn!« sagte der Geist, indem er einen Säbel herauszog, und ihn der Prinzessinn darbot, »wenn du ihn niemals gesehen hast, so nimm diesen Säbel, und haue ihm den Kopf ab.« — »Ach!« sagte die Prinzessinn, »wie vermöchte ich das zu thun, was ihr von mir fordert? Meine Kräfte sind dermaßen erschöpft, daß ich den Arm nicht aufheben kann; und wenn ich es könnte, wo sollte ich den Muth hernehmen, einem Menschen den Tod zu geben, den ich nicht kenne, einem Unschuldigen.« —

»Diese Weigerung,« sagte darauf der Geist, »läßt mich dein ganzes Verbrechen erkennen.« Darauf wandte er sich zu mir, und sagte: »Und du, kennst du sie auch nicht?«

Ich wäre der undankbarste und treuloseste aller Menschen gewesen, wenn ich der Prinzessinn nicht dieselbe Treue bewiesen hätte, welche sie mir bewies, mir, dem Urheber ihres Unglücks.

Deshalb antwortete ich dem Geiste: »Wie

sollte ich sie kennen, ich, der ich sie heute zum erstenmale sehe?« — »Wenn das ist,« fuhr er fort, »so nimm doch diesen Säbel und haue ihr den Kopf ab. Das ist der Preis, um welchen ich dir die Freiheit schenken und überzeugt seyn werde, daß du sie nie zuvor gesehen hast, wie du sagst.«

Ich nahm den Säbel aus seiner Hand......

»Aber, Herr,« sagte Scheherasade, indem sie sich bei dieser Stelle unterbrach, »es ist Tag, und ich darf die Geduld Eurer Majestät nicht mißbrauchen.«

»Das sind wunderbare Begebenheiten,« sagte der Sultan bei sich selber; »wir wollen morgen doch sehen, ob der Prinz so grausam ist, dem Geiste zu gehorchen.«

Funfzigste Nacht.

Als die Nacht beinahe vorüber war, rief Dinarsade der Sultaninn zu:

»Schwester, wenn du nicht schläfst, so bitte ich dich, zu erzählen, was der Prinz that.«

»Du sollst es hören;« antwortete Scheherasade; »der zweite Kalender fuhr in seiner Geschichte also fort: »Glaubet nicht, gnädige Frau, daß ich mich der schönen Prinzessinn von der Ebenholz-Insel nahte, um der Scherge des grausamen Geistes zu seyn. Ich that es bloß, um ihr, so viel es mir möglich war, durch Geberden zu verstehen zu geben, daß, so wie sie die Standhaftigkeit hatte, ihr Leben der Liebe zu

mir aufzuopfern, ich nicht zaudern würde, auch das meine aus Liebe zu ihr hinzugeben.

Die Prinzessinn verstand meine Absicht, und ungeachtet ihrer Schmerzen und ihrer Betrübniß bezeigte sie es mir durch einen dankenden Blick, und gab mir zu verstehen, daß sie willig stürbe, und sich freute zu sehen, daß auch ich für sie sterben wollte.

Ein Dichter drückt sich hierüber also aus:

»Mein Blick gibt zu verstehen, was meine Zunge sagen will; er offenbart die Liebe, die ich sorgfältig verberge.

Nun, da Thränen fließen, thut's Noth zu schweigen; jetzt müssen Blicke sprechen.

Sie macht ein Zeichen, und ich vernehme, was ihr Blick ausdrückt, so wie sie auch meinen Wink versteht.

Unsere Augenlieder stehen in Verkehr mit einander; auch schweigend spricht die Liebe.«

Und folgende Verse stellen ganz unsere Lage dar:

»Wie oft schon war mein Geliebter genöthigt, mit seinen Augenliedern zu sprechen, und der Geliebten sein Inneres zu offenbaren.

Auch ich zeige ihm durch Blicke an, daß ich alles weiß, was vorgeht.

Was kleidet mein Geschlecht wohl besser, als ein bedeutungsvoller Blick? Und wie verständig ist der, dessen Auge begreift!

So daß der eine mit seinen Augenliedern schreibt, und der andere mit seinen Augenliedern liest.«

Ich trat nun zurück, warf den Säbel auf

den Boden, und sagte zu dem Geiste: »Ich würde auf ewig bei allen Menschen bescholten seyn, wenn ich die Niederträchtigkeit hätte, eine Frau zu morden, welche ich nicht nur nicht kenne, sondern die auch schon, wie ich sehe, im Begriff ist, den Geist aufzugeben. Thut mit mir, was euch beliebt, da ich in eurer Gewalt bin; aber ich kann eurem grausamen Befehle nicht gehorchen.«

»Ich sehe wohl,« sagte nun der Geist, »daß ihr, einer wie der andere, mir trotzet, und meine Eifersucht verhöhnt; aber aus der Art, wie ich euch behandeln werde, sollt ihr beide erkennen, wozu ich im Stande bin.«

Mit diesen Worten ergriff der Geist wieder den Säbel, und hieb der Prinzessinn die eine Hand ab, so daß sie kaum noch soviel Zeit hatte, mir mit der andern ein ewiges Lebewohl zuzuwinken; denn das Blut, das sie schon verloren hatte, und das sie jetzo wieder verlor, ließ sie nur noch einen Augenblick diese letzte Grausamkeit überleben, bei deren Anblick ich in Ohnmacht sank.

Als ich wieder zu mir selber gekommen war, beklagte ich mich gegen den Geist, daß er mich so lange in der Erwartung des Todes schmachten ließ. »Hau zu,« sagte ich zu ihm, »ich bin bereit, den Todesstreich zu empfangen; ich erwarte ihn von dir, als die größte Gnade, die du mir anthun kannst.«

Aber, anstatt sie mir zu gewähren, sagte er zu mir: »du siehst hier, auf welche Weise die Geister die Frauen, die sie im Verdachte der Un-

treue haben, behandeln. Sie hat dich hier aufgenommen; und wenn ich versichert wäre, daß sie mir einen noch größeren Schimpf angethan hätte, so würde ich dich in diesem Augenblick umbringen; aber so begnüge ich mich, dich in einen Hund, oder Esel, oder Löwen, oder Vogel zu verwandeln. Wähle eine von diesen Verwandlungen; ich will dir die Wahl frei stellen.«

Diese Worte gaben mir einige Hoffnung, ihn zu erweichen: »O Geist, «sagte ich zu ihm, mäßige deinen Zorn; und weil ihr mir nicht das Leben rauben wollt, so lasset es mir auf eine großmüthige Weise. Ich werde mich immerdar eurer Gnade erinnern, wenn ihr mir ebenso verzeihet, wie der beste Mensch von der Welt einem seiner Nachbarn verzieh, der einen tödtlichen Haß gegen ihn trug.«

Der Geist fragte mich, was denn zwischen den beiden Nachbarn vorgegangen wäre, und äußerte, daß er wohl die Geduld haben wollte, diese Geschichte zu hören. —

Ich glaube, gnädige Frau, daß es euch nicht unangenehm seyn wird, wenn ich euch diese Geschichte auch erzähle.

Geschichte
des Neiders und des Beneideten.

»In einer ganz ansehnlichen Stadt wohnten zwei Männer Thür' an Thüre. In dem einen regte sich gegen den andern ein so heftiger Neid, daß der, welcher der Gegenstand dieses Neides war, seinen Wohnort zu verändern und sich zu entfernen beschloß, überzeugt, daß die Erbitterung seines Nachbars nur durch die Nachbarschaft erregt worden wäre, denn es war ihm nicht entgangen, daß, obgleich er jenem gute Dienste geleistet hatte, er ihn darum doch nicht minder haßte. Er verkaufte deshalb sein Haus und seine übrige geringe Habe, begab sich in die nicht ferne Hauptstadt des Landes und kaufte sich ein kleines Landgütchen, welches ungefähr eine halbe Meile von der Stadt entfernt war. Er hatte dort ein recht bequemes Haus, einen schönen Garten und einen großen Hof, in welchem sich ein tiefer Wasserbehälter befand, dessen man sich nicht mehr bediente.«

»Als nun der Ehrenmann diesen Ankauf gemacht hatte, wählte er die Tracht eines Der-

wisches [31]) um ein zurückgezogeneres Leben führen zu können und ließ in dem Hause mehrere Zellen bauen, in welchen er in kurzer Zeit eine zahlreiche Gemeinde von Derwischen zusammenbrachte. Seine Tugend machte ihn bald bekannt und führte ihm eine sehr große Menge von Leuten, sowohl aus dem Volke, als von den Angesehensten der Stadt zu. Kurz, jedermann ehrte und liebte ihn auf ausgezeichnete Weise. Es kamen auch welche aus weiter Ferne, um sich seinen Gebeten zu empfehlen und alle, die sich zu ihm begaben, erzählten von den Gnaden, welche sie durch seine Vermittlung vom Himmel erhalten zu haben glaubten.

»Da sich der große Ruf des Mannes bis in die Stadt verbreitet hatte, aus welcher er hergekommen war; so empfand der Neider darüber einen so lebhaften Verdruß, daß er sein Haus und seine Geschäfte verließ, mit dem Entschluß, jenen in's Verderben zu stürzen. Zu diesem Zwecke begab er sich in das neue Kloster der Derwische, deren Oberhaupt, sein vormaliger Nachbar, ihn mit allen erdenklichen Freundschaftsbezeigungen aufnahm. Der Neider sagte, er sey ausdrücklich gekommen, um ihm eine wichtige Angelegenheit, jedoch nur unter vier Augen, mitzutheilen. »Damit, — fügte er hinzu, — niemand uns behorchen könne, wollen wir, wenn's euch gefällig ist, in eurem Hofe auf und abgehen; und da die Nacht herannaht, so befehlt euren Derwischen sich in ihre Zellen zu begeben.« Das Oberhaupt der Derwische erfüllte diesen Wunsch.

»Als sich nun der Neider mit unserm Ehrenmann allein sah, begann er ihm zu erzählen, was ihm eben einfiel, wobei sie beide im Hofe umhergingen, und als sie sich am Rande des Wasserbehälters befanden, stieß er ihn hinein, ohne daß irgend jemand Zeuge dieser nichtswürdigen Handlung war. Nachdem er dieß gethan, machte er sich schnell davon, erreichte die Thüre des Klosters, durch welche er sich ungesehen entfernte und gelangte in seine Heimath, sehr zufrieden mit seiner Reise und überzeugt, daß der Gegenstand seines Neides nicht mehr auf der Welt sey; aber er betrog sich sehr.

Scheherasade konnte nicht weiter erzählen; denn der Tag brach an. Der Sultan war über die Bosheit des Neides aufgebracht. »Ich wünsche sehr, — sagte er zu sich selbst, — daß dem guten Derwisch nichts Böses widerfährt und ich hoffe morgen zu erfahren, daß ihn der Himmel bei dieser Gelegenheit nicht verlassen hat.

Ein und funfzigste Nacht.

Dinarsade beschwor bei ihrem Erwachen ihre Schwester, ihr zu erzählen, ob der Derwisch frisch und gesund aus dem Wasserbehälter herausgekommen sey. »Ja, erwiederte Scheherasade; denn der zweite Kalender fuhr folgendermaaßen fort:« Der Wasserbehälter war von Feen und Geistern bewohnt, welche schnell bei der Hand waren, um dem Vorsteher der Derwische beizustehen, ihn auffingen und ihn, bis er auf den Grund kam, so unterstützten, daß er

sich gar keinen Schaden that. Er merkte wohl, daß etwas Außerordentliches in diesem Sturze statt fand, der ihm eigentlich das Leben hätte kosten müssen; aber er sah und fühlte nichts. Dessen ungeachtet vernahm er bald eine Stimme, welche sagte: »Wißt ihr, wer der Ehrenmann ist, dem wir diesen guten Dienst geleistet haben?« und als andere Stimmen mit »Nein« geantwortet hatten, fuhr die erste fort: »Ich will's euch sagen. Dieser Mann hat die Stadt, in welcher er wohnte, aus dem größten Wohlwollen von der Welt verlassen und hat hier seinen Wohnsitz aufgeschlagen, in der Hoffnung, einen von seinen Nachbarn von dem Neide zu heilen, den dieser gegen ihn hegte. Er wird hier so allgemein geschätzt, daß der Neider, der dies nicht ertragen konnte, in der Absicht hieher kam, ihn um's Leben zu bringen; was er auch bewerkstelligt hätte, wären wir dem Ehrenmann nicht zu Hülfe gekommen, dessen Ruf so groß ist, daß der Sultan, der in der benachbarten Stadt Hof hält, ihn morgen besuchen will, um die Prinzessinn, seine Tochter, seinen Gebeten zu empfehlen.

»Eine andere Stimme fragte, weshalb die Prinzessinn die Gebete des Derwisches bedürfe? worauf die erste erwiederte: »Ihr wißt also nicht, daß sie von dem Geist Maimoun [32]), Sohn des Dimdim [33]), besessen ist, der sich in sie verliebt hat? Aber ich weiß wohl, wie dieses gute Oberhaupt der Derwische sie heilen könnte, die Sache ist sehr leicht und ich will sie Euch sagen. Es befindet sich in seinem Kloster eine schwarze Katze, welche am Ende des Schwanzes einen weißen

Fleck, ungefähr von der Größe einer kleinen Silbermünze hat. Er darf nur sieben Härchen aus diesem weißen Fleck reißen, sie verbrennen und mit ihrem Rauch das Haupt der Prinzessinn beräuchern; sogleich wird sie geheilt und so sicher von Maimoun, dem Sohne Dimdims, befreit seyn, daß er sich's niemals wieder wird einkommen lassen, sich ihr ein zweites Mal zu nähern.

»Das Oberhaupt der Derwische verlor nicht ein Wort von dieser Unterredung der Feen und der Geister, welche nach dem Erwähnten die ganze Nacht hindurch ein tiefes Stillschweigen beobachteten. Als er nun bei Anbruch des folgenden Tages die Gegenstände erkennen konnte, fand er, da der Wasserbehälter an mehreren Stellen verfallen war, eine Lücke, durch welche er ohne Mühe heraus kam.

»Die Derwische, welche ihn suchten, waren sehr erfreut ihn wieder zu sehen. Er erzählte ihnen in wenigen Worten die boshafte That des Gastes, den er am vergangenen Tage so gut aufgenommen hatte und begab sich sodann in seine Zelle. Die schwarze Katze, von welcher in der Nacht die Feen und die Geister sich unterredet hatten, blieb nicht lange aus und kam, um ihn auf gewohnte Weise liebzukosen. Er nahm sie, riß ihr sieben Härchen aus dem weißen Fleck ihres Schwanzes und legte sie bei Seite, um sich ihrer zu bedienen, wenn es Noth thäte.

»Die Sonne war noch nicht lange aufgegangen, als der Sultan, der nichts verabsäumen wollte, was zur schnellen Heilung der Prinzessinn beitragen konnte, an der Pforte des Klosters an-

langte. Er befahl seiner Leibwache dort zu warten und ging mit den vornehmsten Beamten, die ihn begleiteten, in's Haus. Die Derwische empfingen ihn mit tiefer Ehrfurcht.«

»Der Sultan zog ihr Oberhaupt bei Seite.« »Guter Scheich[34]), sagte er zu ihm, — dir ist vielleicht der Gegenstand, der mich zu dir führt, schon bekannt.« »Ja, mein Fürst, — erwiederte der Derwisch in bescheidenem Tone, — es ist, wenn ich nicht irre, die Krankheit der Prinzessinn, welcher ich diese unverdiente Ehre verdanke.« — »So ist's, — versetzte der Sultan, — du würdest mir das Leben wiedergeben, wenn deine Gebete die Genesung meiner Tochter bewirkten.« »Herr, — entgegnete der Ehrenmann, — wenn Eure Majestät so gnädig seyn will, sie hieherkommen zu lassen; so schmeichle ich mir, daß sie mit Gottes Hülfe und Gnade vollkommen gesund heimkehren soll.«

»Der Fürst, vor Freude außer sich, ließ auf der Stelle seine Tochter holen, welche alsbald, begleitet von einem zahlreichen aus Frauen und Verschnittenen bestehenden Gefolge, erschien, und so verschleiert war, daß man ihr Gesicht nicht sehen konnte. Das Oberhaupt der Derwische ließ eine Rauchpfanne an das Haupt der Prinzessinn halten, und kaum hatte er die sieben Härchen auf die herbeigebrachten glühenden Kohlen gelegt, als der Geist Maimoun, Sohn Dimdims, ein heftiges Geschrei ausstieß, und, ohne daß man irgend etwas sah, aus der Prinzessinn ausfuhr. Sie faßte sogleich mit der Hand den Schleier, der ihr Gesicht bedeckte und hob ihn in die Höhe, um zu sehen,

wo sie wäre. »Wo bin ich, — rief sie aus, — wer hat mich hiehergebracht?« — Bei diesen Worten konnte der Sultan das Uebermaaß seiner Freude nicht verbergen, er umarmte seine Tochter und küßte sie auf die Augen; er küßte auch dem Oberhaupte der Derwische die Hand und sagte zu den ihn begleitenden Beamten: »Sagt mir Eure Meinung; welche Belohnung verdient der, welcher meine Tochter auf diese Weise geheilt hat?« Sie erwiederten alle: »er verdient sie zu heirathen.« »Das hatt' ich im Sinn, sagte der Sultan, und ich mache ihn von diesem Augenblicke an zu meinem Schwiegersohn.«

»Bald nachher starb der erste Wesyr. Der Sultan übertrug dem Derwisch sein Amt, und da der Fürst ohne männliche Kinder starb, so wurde der Ehrenmann von der versammelten Priesterschaft und Kriegsmacht einstimmig zum Sultan erklärt und als solcher anerkannt.

Der anbrechende Tag nöthigte Scheherasaden inne zu halten. Der Derwisch schien dem Schachriar der erhaltenen Krone würdig; aber dieser Fürst war begierig zu wissen, ob der Neider vor Kummer gestorben sey und er stand mit dem Entschluß auf, es in der folgenden Nacht zu erfahren.

Zwei und funfzigste Nacht.

»Folgendermaaßen, sagte Scheherasade — fuhr der Kalender in der Geschichte des Neiders und des Beneideten fort:

»Als nun, — sagte er, — der gute Derwisch den Thron seines Schwiegervaters bestiegen hat-

te, bemerkte er eines Tages, da er in der Mitte seines Hofes durch die Hauptstadt zog, unter der Menge, die sich auf seinem Wege drängte, den Neider. Er rief einen der ihn begleitenden Wesyre zu sich heran und sagte ihm ganz leise: »Geh' und bringe dort jenen Mann zu mir; aber hüte dich, ihn zu erschrecken. Der Wesyr gehorchte und als der Neider dem Sultan gegenüber stand, sagte ihm dieser: »Mein Freund, ich bin sehr erfreut dich zu sehen!« — und sodann, indem er sich zu einem Beamten wandte: »Man zahle ihm auf der Stelle tausend Goldstücke aus meinem Schatz. Außerdem gebe man ihm noch aus meinen Vorrathshäusern zwanzig Ladungen der kostbarsten Waaren, und eine hinreichende Wache führe und geleite ihn in seine Heimath. Nachdem er dem Beamten diesen Auftrag gegeben hatte, sagte er dem Neider Lebewohl und zog weiter.

»Als ich nun diese Geschichte dem Geist erzählt hatte, von welchem die Prinzessinn der Ebenholz-Insel ermordet worden war, machte ich folgende Anwendung auf ihn: »O Geist, — sagt' ich zu ihm — du siehst, daß der wohlthätige Sultan sich nicht damit begnügte, zu vergessen, daß es nicht am Neider gelegen hatte, wenn er nicht um's Leben gekommen war; sondern er bewies sich ihm überdieß noch gnädig und sandte ihn mit so vieler Güte heim, wie ich's dir erzählte.« Kurz, ich wandte alle meine Beredsamkeit an, um ihn zu bitten, er möge doch ein so schönes Beispiel nachahmen und mir verzeihen, und fügte noch folgende Verse hinzu:

»Erlasse mir meine Schuld; denn das thun ja auch die großmüthigen Machthaber.«

»Sollte ich mich auch noch so sehr gegen dich vergangen haben; so sey du gegen mich nicht minder großmüthig.«

»Denn wer Vergebung hofft von dem, der über ihm steht, der verzeihe auch die Fehler dem, der unter ihm ist.«

»Es war mir jedoch nicht möglich ihn zu erweichen. »Alles, was ich für dich thun kann, — sagte er zu mir, — ist, daß ich dir nicht das Leben nehme; aber schmeichle dir nicht, daß ich dich frisch und gesund fortlasse. Ich muß dich fühlen lassen, was mein Zauber vermöge.« Bei diesen Worten packte er mich mit Heftigkeit, trug mich durch das Gewölbe des unterirdischen Palastes, welches sich öffnete, um ihm einen Weg zu bahnen und entführte mich so hoch, daß die Erde mir nur wie eine kleine weiße Wolke vorkam. Von dieser Höhe stürzte er sich wie ein Blitz zur Erde herab und faßte auf dem Gipfel eines Berges Fuß.

»Dort raffte er eine Hand voll Erde auf, sprach, oder murmelte vielmehr, einige Worte darüber, von denen ich nichts verstand, und sagte sodann, indem er mich mit der Erde bewarf: »Lege die Gestalt eines Menschen ab und nimm die eines Affen an.« Hierauf verschwand er und ich blieb allein, in einen Affen verwandelt und vor Schmerz zu Boden gedrückt in einem unbekannten Lande und ohne zu wissen, wie nahe oder wie fern ich mich von den Staaten des Königs, meines Vaters, befände.

»Ich stieg von der Höhe des Berges herab und kam in ein flaches Land, dessen Ende ich erst nach Verlauf eines Monates fand, als ich an's Meeresufer gelangte. Es herrschte eben eine große Windstille und ich sah eine halbe Meile von dem Lande ein Schiff. Um eine so gute Gelegenheit nicht zu versäumen, brach ich einen großen Zweig von einem Baume, zog ihn mir nach in's Meer und setzte mich reitend darauf, in jeder Hand einen Stock zum Rudern haltend.

»In diesem Zustand schwamm ich auf das Schiff zu. Als ich nahe genug war, um erkannt zu werden, gewährte ich den Matrosen und Reisenden, welche auf dem Verdeck erschienen, ein seltsames Schauspiel. Sie betrachteten mich alle mit großer Verwunderung. Inzwischen gelangte ich an Bord und kletterte, indem ich mich an ein Tau hielt, auf das Verdeck. Da ich aber nicht reden konnte, war ich in einer schrecklichen Verlegenheit. In der That, die Gefahr, welche mir damals drohte, war nicht geringer als die, mich in der Gewalt des Geistes zu befinden.

»Die abergläubischen und ängstlichen Kaufleute glaubten, daß ich ihrer Schiffahrt Unglück bringen würde, wenn man mich aufnehme und deshalb sagte einer: »Ich will ihn mit einem Schlägel todt schlagen.« Ein andrer: »Ich will ihm den Leib mit einem Pfeil durchbohren.« Ein dritter: »Man muß ihn in's Meer werfen.« Gewiß würde irgend einer gethan haben, was er sagte, wenn ich mich nicht dem Schiffshauptmann genähert und zu Füßen geworfen hätte; aber da ich ihn in der Stellung eines Bittenden

bei seinem Kleide ergriff, wurde er von diesem Benehmen und von den Thränen, die er aus meinen Augen fließen sah, so gerührt, daß er mich in seinen Schutz nahm und jeden, der mir das geringste Leid zufügen würde, zu bestrafen drohte. Er machte mir sogar tausend Liebkosungen. Ich, von meiner Seite, gab ihm in Ermangelung der Worte, durch meine Geberden alle mir möglichen Zeichen von Erkenntlichkeit.

»Der Wind, welcher auf die Stille folgte, war zwar kein starker, wohl aber ein günstiger; er hielt funfzig Tage ununterbrochen an und ließ uns im Hafen einer schönen, sehr bevölkerten und bedeutenden Handelstadt vor Anker gehen, die als Hauptstadt eines mächtigen Staates um so ansehnlicher war.

»Unser Schiff war bald von einer Menge kleiner Kähne umgeben, mit Leuten angefüllt, welche kamen, um ihren Freunden zu ihrer Ankunft Glück zu wünschen, oder Nachricht von solchen zu erhalten, die sie in dem Lande, von welchem jene herkamen, kennen gelernt hatten, andere, aus bloßer Neugier ein Schiff zu sehen, das aus weiter Ferne kam. Es fanden sich auch einige Beamte ein, die von Seite des Sultans mit den Kaufleuten, die wir am Bord hatten, sprechen wollten. Die Kaufleute stellten sich ihm vor und einer der Beamten nahm das Wort und sagte:

»Der Sultan, unser Herr, hat uns beauftragt; euch seine große Freude über eure Ankunft zu bezeigen und euch zu bitten, daß ihr euch die Mühe gebt, auf diese Papierrolle jeder einige Zeilen zu schreiben. Damit ihr wißt, was er

dabei für eine Absicht hat; so sollt ihr erfahren, daß er einen ersten Wesyr hatte, der bei einem sehr großen Geschick in der Leitung der Angelegenheiten, eine ausgezeichnet schöne Hand schrieb Dieser hohe Staatsbeamte ist vor wenigen Tagen gestorben. Der Sultan ist sehr betrübt darüber und da er die von des Wesyr Hand geschriebenen Schriften nie ohne Bewunderung ansah, so hat er einen feierlichen Schwur abgelegt, seine Stelle nur einem Mann zu geben, der eben so schön schreibt. Viele Leute haben ihre Handschrift eingereicht; aber bis jetzt hat sich im Umfang dieses Reiches niemand gefunden, der würdig geachtet worden wäre, die Stelle des Wesyrs zu erhalten.

»Diejenigen Kaufleute, welche gut genug zu schreiben glaubten, um auf die hohe Würde Anspruch machen zu können, schrieben einer nach dem andern, was ihnen beliebte. Als sie fertig waren; nahte ich mich und nahm die Rolle aus der Hand dessen, der sie hielt. Alle Gegenwärtige, und besonders die Kaufleute, welche geschrieben hatten, bildeten sich ein, daß ich sie zerreißen und in's Meer werfen wollte und erhoben ein lautes Geschrei; aber sie beruhigten sich, als sie sahen, daß ich die Rolle sehr säuberlich hielt und zu verstehen gab, daß ich auch schreiben wolle. Dieß verwandelte ihre Furcht in Bewunderung. Da sie jedoch niemals einen Affen gesehen hatten, der zu schreiben verstanden hätte, und sich nicht überzeugen konnten, daß ich geschickter als andere meiner Gattung wäre, so wollten sie mir

die Rolle aus den Händen reißen; aber der Schiffshauptmann nahm sich wieder meiner an.

»Laßt ihn gewähren, sagte er, er mag schreiben. Wenn er das Papier nur besudelt, so versprech' ich euch, ihn auf der Stelle zu bestrafen; wenn er aber gut schreibt, wie ich hoffe (denn ich habe in meinem Leben keinen geschickteren und gescheuteren Affen gesehen), so erkläre ich, daß ich ihn für meinen Sohn erkennen werde. Ich hatte einen, der lange nicht so viel Verstand besaß, als er.

»Da ich sah, daß sich niemand meinem Vorhaben widersetzte; so ergriff ich die Feder und legte sie erst wieder weg, als ich sechs Arten von Schrift, wie sie bei den Arabern gebräuchlich sind, geschrieben hatte, und jede Art enthielt je zwei oder vier Zeilen aus dem Stegreif zum Lobe des Sultans z. B. in mittlerer Frakturschrift:

»Wenn die Jahrhunderte die Tugenden der Edlen verzeichneten; so würden die Deinigen alle bis jetzt aufgezeichneten austilgen.«

»Möchte doch Gott die Menschen nicht an Dir zu Waisen werden lassen, denn Du bist zugleich Vater und Mutter der Tugenden.«

Hierauf schrieb ich mit der Schrift Nasach [35]) folgende Verse:

»Es gibt keinen, der da schreibt, der dadurch nicht auf irgend eine Art in Versuchung geriethe; er bedenke aber, daß Jahrhunderte aufbewahren, was seine Hände geschrieben haben.«

»Schreibe daher nie etwas anderes, als etwas, was dich nicht gereuen kann, wenn du es

am Tage der Auferstehung wieder sehen solltest.«

Dann fügte ich noch mit den Schriftzügen Tamar 36) Folgendes hinzu:

»Es sey, wenn Du schreibst, Deine Tinte aus Güte und Edelmuth zusammengesetzt: dann werden sich Schwert und Feder vereinigen, Deinen Ruhm zu behaupten.«

Meine Handschrift verdunkelte nicht nur die der Kaufleute, sondern ich wage zu behaupten, daß man in jenem Lande noch keine so schöne gesehen hatte. Als ich fertig war, nahmen die Beamten die Rolle und trugen sie zum Sultan.

So weit war Scheherasade in ihrer Erzählung gekommen, als sie den Tag anbrechen sah. »Herr, — sagte sie zu Schachriar, — wenn ich Zeit hätte fortzufahren; so würd' ich Eurer Majestät noch erstaunlichere Dinge, als die bereits erzählten, mittheilen.« Der Sultan, der sich vorgenommen hatte, diese ganze Geschiche zu hören, stand auf, ohne zu sagen, was er dachte.

Drei und funfzigste Nacht.

»Am andern Morgen sagte Dinarsade bei ihrem Erwachen zur Sultaninn: »Ich glaube, meine Schwester, daß der Sultan, mein Gebieter, nicht weniger neugierig ist als ich, die Folge der Abenteuer des Affen zu erfahren.« »Ihr sollt beide befriedigt werden, erwiederte Scheherasade, und um euch nicht lange warten zu lassen, sage ich Euch, daß der Kalender in seiner Erzählung auf folgende Weise fortfuhr:

»Der Sultan schenkte den andern Handschriften keine Aufmerksamkeit; er betrachtete nur die meinige, die ihm so wohl gefiel, daß er zu den Beamten sagte: »Nehmet aus meinen Ställen das schönste und reich gezäumteste Pferd und ein prächtiges Kleid vom reichsten Stoffe um die Person, welche diese sechs Gedichte geschrieben hat, damit zu bekleiden und bringt sie zu mir.

»Bei diesem Befehl des Sultans fingen die Beamten zu lachen an. Dieser Fürst, über ihre Dreistigkeit erzürnt, war im Begriff sie zu bestrafen; aber sie sagten zu ihm: »Herr, wir bitten eure Majestät uns zu verzeihen; diese Schriftzüge sind von keinem Menschen; sondern von einem Affen. »Wie, — rief der Sultan aus, diese sonderbaren Schriftzüge kommen von keiner Menschenhand?« »Nein, Herr, — erwiederte einer der Beamten, wir versichern eure Majestät, daß sie von einem Affen sind, der sie vor unseren Augen geschrieben hat.« Der Sultan fand die Sache zu erstaunlich, als daß er nicht hätte neugierig seyn sollen, mich zu sehen. »Thut, was ich euch befohlen habe, — sagte er zu ihnen, — und bringt mir alsbald einen so seltnen Affen her.

»Die Beamten kehrten zum Schiff zurück und theilten dem Schiffshauptmann den erhaltenen Befehl mit, worauf dieser ihnen sagte, daß der Sultan nur zu gebieten hätte. Sie zogen mir sogleich ein Kleid von sehr reichem Stoffe an und trugen mich an's Land, woselbst sie mich auf das Pferd des Sultans setzten, der mich in seinem Palast erwartete, umgeben von einer großen Anzahl zu seinem Hofe gehöriger Perso-

nen, die er berufen hatte, um mir mehr Ehre zu erweisen.

»Der Zug begann. Der Hafen, die Straßen und die öffentlichen Plätze, die Fenster, die Terrassen der Paläste und der Häuser, alles war mit einer zahllosen Menge Menschen von beiden Geschlechtern und jedem Alter angefüllt, welche die Neugier aus allen Theilen der Stadt herbeigezogen hatte, um mich zu sehen; denn die Nachricht, daß der Sultan einen Affen zu seinem Wesyr gemacht habe, hatte sich in einem Augenblick verbreitet. Nachdem ich dieser ganzen Volksmasse, welche nicht abließ, durch wiederholtes Geschrei ihre Verwunderung zu bezeigen, ein so neues Schauspiel gewährt hatte, gelangte ich in den Palast des Sultans.

»Ich fand den Fürsten in der Mitte der Großen seines Hofes auf seinem Throne sitzen. Ich machte ihm drei tiefe Verbeugungen und bei der letzten warf ich mich vor ihm nieder und küßte die Erde. Hierauf setzte ich mich auf Affenweise nieder. Die ganze Versammlung konnte nicht müde werden mich zu bewundern und begriff nicht, wie ein Affe sich so gut auf die den Sultanen gebührende Hochachtung verstand und der Sultan war erstaunter als irgend jemand. Kurz, die Audienz-Feierlichkeit würde vollständig gewesen seyn, wenn ich meine Geberden hätte mit einer Anrede begleiten können; aber die Affen haben niemals gesprochen und der Vorzug ein Mensch gewesen zu seyn, gab mir dieses Vorrecht nicht.

»Der Sultan entließ seine Hofleute und be-

hielt niemand bei sich als das Oberhaupt der Verschnittenen, einen kleinen, sehr jungen Sklaven und mich. Er ging aus seinem Audienzsaal in sein Wohnzimmer und ließ sich daselbst Essen auftragen. Als er bei Tafel saß, machte er mir ein Zeichen, daß ich näher kommen und mit ihm essen sollte. Um ihm meinen Gehorsam zu bezeigen, küßte ich die Erde, stand auf und setzte mich an den Tisch. Ich aß mit vieler Zurückhaltung und Bescheidenheit.

»Ehe man abräumte, gewahrte ich ein Schreibzeug; — ich machte ein Zeichen, daß man mir es bringen sollte, und als ich es vor mir hatte, schrieb ich auf einen großen Pfirsich Verse von meiner Arbeit, welche dem Sultan meine Erkenntlichkeit bezeigten, und sein Erstaunen mehrte sich, als ich ihm den Pfirsich überreichte und er das darauf Geschriebene las. Nach aufgehobener Tafel brachte man ihm ein besonderes Getränk, wovon er mir ein Glas reichen ließ. Ich empfing das Glas aus seinen Händen, trank und schrieb folgende Verse darauf:

»Man verbrannte mich durch Feuer, um mich zum Sprechen zu bringen; aber ich wurde bereit gefunden, jede Qual zu ertragen.«

»Deshalb werd' ich nun auf den Händen getragen und berühre küssend den Mund der Schönen.«

»Der Sultan las auch diese Verse und sagte: ein Mensch, der im Stande wäre, so etwas zu machen, würde über den größten Männern stehn.

»Der Fürst ließ sich ein Schachbrett bringen und fragte mich durch Zeichen, ob ich das Spiel verstände und mit ihm spielen wollte. Ich küßte

die Erde und gab durch eine Handbewegung zu erkennen, daß ich bereit wäre diese Ehre anzunehmen. Er gewann mir das erste Spiel ab; aber ich gewann das zweite und dritte, und da ich bemerkte, es verursache ihm einigen Verdruß, schrieb ich auf das Schachbrett folgende Verse:

»Zwei Heere bekämpften sich den ganzen Tag hindurch mit zunehmendem Eifer.«

»Als aber die Nacht ihren Schatten über sie ausbreitete, schliefen sie ruhig nebeneinander auf demselben Schlachtfelde.«

»Da so vieles von dem, was ich gethan, dem Sultan alles zu übertreffen schien, was man jemals von der Geschicklichkeit und dem Verstande der Affen gesehen oder gehört hatte; so wollte er nicht alleiniger Zeuge dieser Wunder seyn. Er hatte eine Tochter, die man »Dame der Schönheit« nannte. »Geh', — sagte er zum Oberhaupt der Verschnittenen, welches gegenwärtig und bei dieser Prinzessinn in Diensten war, — geh', bringe deine Gebieterinn hieher, es soll mich freuen sie an dem Vergnügen, das ich genieße, Theil nehmen zu sehen.

»Das Oberhaupt der Verschnittenen ging fort und kam alsbald mit der Prinzessinn zurück. Sie kam mit unverschleiertem Gesicht; aber sie war kaum im Zimmer, als sie sich schnell mit ihrem Schleier bedeckte und zum Sultan sagte: »Herr, Eure Majestät muß sich vergessen haben. Ich bin sehr erstaunt, daß Ihr mich vor Männern erscheinen laßt.« »Wie so, meine Tochter, — erwiederte der Sultan, — du bedenkst nicht, was du sprichst. Hier ist ja nur der kleine Sklave,

dein Hofmeister, der Verschnittene, und ich, die wir sämmtlich die Befugniß haben dein Gesicht zu sehen, demungeachtet verschleierst du dich und machst mir ein Verbrechen daraus, daß ich dich habe hieher kommen lassen.« »Herr, — entgegnete die Prinzessinn, Eure Majestät wird einsehen, daß ich nicht unrecht habe. Hier dieser Affe, obgleich er die Gestalt eines Affen hat, ist doch ein junger Prinz, der Sohn eines großen Königs. Ein Zauber hat ihn in einen Affen verwandelt. Ein Geist, Sohn der Tochter des Eblis, [37]) hat ihm diesen boshaften Streich gespielt, nachdem er auf eine grausame Weise der Prinzessinn der Ebenholz-Insel, der Tochter des Königs Epitimarus, das Leben genommen hatte.

»Der Sultan, über diese Rede erstaunt, wandte sich nach meiner Seite und fragte mich, ohne weiter durch Zeichen mit mir zu sprechen, ob das, was seine Tochter so eben gesagt hätte, wahr sey. Da ich nicht reden konnte, gab ich ihm durch eine Bewegung meiner Hand zu erkennen, daß die Prinzessinn die Wahrheit gesagt hätte. »Meine Tochter, — sagte nun der Sultan, — woher weißt du, daß dieser Prinz durch Zauber in einen Affen verwandelt worden ist?« »Herr, — erwiederte die Prinzessinn, Dame der Schönheit, — Eure Majestät erinnert sich gewiß, daß ich um die Zeit, als ich aufhörte ein Kind zu seyn, eine alte Dame um mich hatte. Sie war eine sehr geschickte Zauberinn und hat mich siebenzig Regeln ihrer Wissenschaft gelehrt, durch deren Kraft ich in einem Augenblick eure Hauptstadt mitten in's Weltmeer, jenseits des

Kaukasus versetzen könnte. Durch diese Wissenschaft erkenne ich alle verzauberte Personen, so wie ich sie nur sehe; ich weiß, wer sie sind und wer sie verzaubert hat; seyd also nicht erstaunt, daß ich diesen Prinzen ungeachtet der Verwandlung erkannt habe, welche ihn verhindert vor euren Augen in natürlicher Gestalt zu erscheinen. »Meine Tochter, — sagte der Sultan, — ich hielt dich nicht für so geschickt.« »Herr, — versetzte die Prinzessinn, das sind wunderbare Dinge, die zu wissen wohl gut ist; aber es schien mir, daß ich mich ihrer nicht rühmen dürfe.« »Weil sich nun die Sache so verhält, — versetzte der Sultan — so kannst du ja wohl den Zauber des Prinzen lösen? »Ja, Herr, — entgegnete die Prinzessinn, — ich kann ihm seine ursprüngliche Gestalt wiedergeben.« »So gib sie ihm wieder, unterbrach sie der Sultan, — du kannst mir keine größere Freude machen; denn ich will, daß er mein Groß-Wesyr seyn und dich heirathen soll.« »Herr, — sagte die Prinzessinn, — ich bin bereit, euch in allem zu gehorchen, was euch belieben wird, mir zu befehlen.«

Indem Scheherasade diese letzten Worte beendigte, bemerkte sie, daß es Tag wurde und hörte auf, die Geschichte des zweiten Kalenders fortzusetzen. Schachriar, welcher vermuthete, daß die Folge der Geschichte nicht minder ergetzlich seyn würde, als das, was er schon davon erfahren hatte, beschloß sie den nächsten Morgen zu hören.

Vier und funfzigste Nacht.

Da die Sultaninn sah, wie begierig ihre Schwester war, zu wissen, auf welche Weise Dame der Schönheit den zweiten Kalender in seinen früheren Zustand zurückversetzte; so sagte sie zu ihr: »Der Kalender nahm seine Erzählung folgendermaaßen wieder auf:

»Die Prinzessinn, Dame der Schönheit, ging in ihr Zimmer und holte ein Messer, auf dessen Klinge Hebräische Worte eingegraben waren. Sie ließ hierauf den Sultan, das Oberhaupt der Verschnittenen, den kleinen Sklaven und mich in einen geheimen Hof des Palastes herabsteigen; dort ließ sie uns unter einer rund herumgehenden Gallerie, trat sodann in die Mitte des Hofes, wo sie einen großen Kreis beschrieb und in ihn mehrere Verse in alten und anderen Arabischen Schriftzeichen, welche man Schriftzeichen der Kleopatra nennt, niederschrieb.

Nachdem sie nun geendet und den Kreis nach gewünschter Weise geordnet hatte, stellte sie sich in die Mitte, woselbst sie Beschwörungen vornahm und Verse aus dem Alkoran hersagte. Nach und nach verdunkelte sich die Luft, so daß es Nacht zu seyn und das Weltgebäude auseinander zu fallen schien. Wir fühlten uns von einem ungeheuern Schrecken befallen, und dieser Schrecken vermehrte sich noch, als wir auf einmal den Geist, Sohn der Tochter des Eblis, unter der Gestalt eines Löwen von furchtbarer Größe erscheinen sahen.

Sobald die Prinzessinn das Ungeheuer ge-

wahrte, sagte sie zu ihm: »Hund, statt vor mir zu kriechen, wagst du es, dich unter dieser fürchterlichen Gestalt zu zeigen, und glaubst mich zu schrecken?« »Und du, — versetzte der Löwe, — du scheust dich nicht gegen den Vertrag zu handeln, den wir miteinander gemacht und durch einen feierlichen Schwur bestätigt haben, uns gegenseitig weder zu schaden noch etwas Böses zuzufügen?« »Ha, Verruchter, — erwiederte die Prinzessinn, — dir hab' ich diesen Vorwurf zu machen.« »Du wirst, — unterbrach sie der Löwe trotzig, — für die mir gemachte Mühe hieherzukommen, bezahlt werden.« Indem er dies sagte, öffnete er einen schrecklichen Rachen und fuhr auf sie los, um sie zu [illegible]schlingen. Sie aber war auf ihrer Hut, sprang zurück und hatte Zeit genug, um sich ein Haar auszureißen, welches sie durch ein Paar gesprochene Worte in ein schneidendes Schwert verwandelte, womit sie den Löwen mitten durch den Leib in zwei Theile zerhieb. Die beiden Theile des Löwen verschwanden bis auf den Kopf, der sich in einen großen Skorpion verwandelte. Sogleich verwandelte sich die Prinzessinn in eine Schlange, und bestand einen harten Kampf mit dem Skorpion, der, da er keine Uebermacht gewann, die Gestalt eines Adlers annahm und davon flog. Aber die Schlange nahm nun die Gestalt eines noch gewaltigeren schwarzen Adlers an und verfolgte ihn. Wir verloren beide aus dem Gesicht.

Einige Zeit nach ihrem Verschwinden öffnete sich vor uns die Erde und es kam eine schwarz und weiße Katze heraus, deren Haar sich über

und über emporsträubte und die auf eine gräßliche Weise miaute. Ihr folgte ganz nahe ein schwarzer Wolf, der ihr keine Ruhe ließ. Die höchst bedrängte Katze verwandelte sich in einen Wurm und befand sich dicht bei einem Granatapfel, der zufällig von einem Granatbaum gefallen war, welcher am Ufer eines ziemlich tiefen, aber nicht sehr breiten Kanales stand. Dieser Wurm durchbohrte den Granatapfel in einem Augenblick und verbarg sich darin. Der Apfel schwoll sogleich zur Größe eines Kürbisses auf, und erhob sich auf das Dach der Gallerie, von wo er, nachdem er sich eine Weile hin und her gerollt hatte, in den Hof fiel und in mehrere Stücke brach.

Der Wolf, der sich inzwischen in einen Hahn verwandelt hatte, warf sich auf die Kerne des Granatapfels und verschluckte einen nach dem andern. Als er keine mehr sah, kam er mit ausgebreiteten Flügeln und großem Geräusch auf uns zu, gleichsam um uns zu fragen, ob keine Kerne mehr übrig wären. Noch einer lag am Ufer des Kanals, den er erblickte, als er sich umdrehte. Er lief schnell hinzu; aber in dem Augenblicke, als er ihn mit dem Schnabel aufpicken wollte, rollte der Kern in den Kanal und verwandelte sich in einen kleinen Fisch.«

»Doch es wird Tag, mein Fürst; — sagte Scheherasade; — wäre er nicht so schnell angebrochen, so bin ich überzeugt, Euer Majestät würde sich an dem, was ich noch erzählt hätte, sehr ergetzt haben.« Nach diesen Worten schwieg sie still und der Sultan stand auf, erfüllt von

allen diesen unerhörten Begebenheiten, die ihm eine große Lust und Ungeduld einflößten, das Ende dieser Geschichte zu hören.

Fünf und funfzigste Nacht.

Scheherasade, um ihrer Schwester Genüge zu leisten, welche neugierig war, die Folge aller dieser Verwandlungen zu erfahren, rief ihr ins Gedächtniß zurück, wo sie in ihrer Erzählung stehen geblieben war, und sagte, indem sie nun ihr Wort an den Sultan richtete; »Herr, der zweite Kalender setzte seine Geschichte folgendermaaßen fort:

»Der Hahn warf sich in den Kanal und verwandelte sich in einen Hecht, der den kleinen Fisch verfolgte. Beide blieben zwei ganze Stunden lang unter dem Wasser, und wir wußten nicht, was aus ihnen geworden war, als wir ein schreckliches Geschrei hörten, das uns zittern machte. Kurze Zeit nachher sahen wir den Geist und die Prinzessinn ganz in Feuer. Sie spieen Flammen gegeneinander, bis sie handgemein wurden. Hierauf vermehrten sich die beiden Feuer, von welchen sich ein dicker und entflammter Rauch sehr hoch erhob. Wir fürchteten mit Grund, daß er den ganzen Palast entzünden möchte; aber wir hatten bald einen dringenderen Grund zur Furcht: denn der Geist, der sich von der Prinzessinn losgemacht hatte, kam bis an die Gallerie, woselbst wir uns befanden, und blies uns Wirbelwinde von Feuer zu. Es war um uns ge-

schehen, wenn die Prinzessinn, die uns zu Hülfe eilte, ihn nicht durch ihr Geschrei genöthigt hätte, sich zu entfernen und sich vor ihr zu hüten. Wie eilig sie aber auch war, konnte sie doch nicht verhindern, daß dem Sultan der Bart verbrannt und das Gesicht beschädigt, daß das Oberhaupt der Verschnittenen erdrückt, und auf der Stelle von den Flammen verzehrt wurde, und daß ein Funke in mein rechtes Auge flog und mich einäugig machte. Der Sultan und ich, wir erwarteten den Tod: aber bald hörten wir schreien: »Sieg, Sieg!« und wir sahen plötzlich die Prinzessinn in ihrer natürlichen Gestalt und den Geist in einen Aschenhaufen verwandelt.

Die Prinzessinn näherte sich uns, und um keine Zeit zu verlieren, verlangte sie eine Schaale voll Wasser, welche ihr der junge Sklave brachte, der von Feuer nicht beschädigt worden war. Sie nahm die Schaale, und nachdem sie einige Worte darüber gesprochen hatte, besprengte sie mich mit dem Wasser und sagte: »Bist du ein Affe durch Verzauberung, so verändere deine Gestalt und nimm die eines Menschen an, die du früher hattest.« Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, so wurde ich ein Mensch, wie ich vor meiner Verwandlung gewesen war; bis auf ein Auge.

Ich schickte mich an, der Prinzessinn zu danken, aber sie ließ mir keine Zeit dazu. Sie wandte sich an den Sultan, ihren Vater, und sagte zu ihm: »Herr, ich habe den Sieg über den Geist davon getragen, wie Ew. Majestät es sehen

kann; aber es ist ein Sieg, der mir theuer zu stehen kommt. Mir bleiben nur noch einige Augenblicke zu leben übrig, und Ihr werdet nicht die Freude haben, die von Euch beabsichtigte Heirath zu schließen. Das Feuer hat mich in diesem schrecklichen Kampf durchdrungen und ich fühle, daß es mich nach und nach verzehrt. Das würde mir nicht begegnet seyn, wenn ich den letzten Kern des Granatapfels bemerkt und ihn gleich den andern verschluckt hätte, als ich mich in einen Hahn verwandelt hatte. Der Geist hatte sich in diesen Kern, als in seine letzte Verschanzung geflüchtet, und hievon hing der Erfolg des Kampfes ab, der glücklich und gefahrlos für mich geendet hätte. Dieser Fehler hat mich genöthigt, meine Zuflucht zum Feuer zu nehmen, um mit diesen mächtigen Waffen zu kämpfen, wie ich es zwischen Himmel und Erde und in eurer Gegenwart gethan habe. Ungeachtet der Gewalt seiner furchtbaren Kunst, und ungeachtet seiner Erfahrung hab' ich dem Geist gezeigt, daß ich mehr wisse als er, ich habe ihn besiegt und in Asche verwandelt. Aber ich kann dem herannahenden Tode nicht entrinnen. . . . .«

Hier unterbrach Scheherasade die Erzählung des zweiten Kalenders, und sagte zum Sultan: »Herr, der anbrechende Tag ermahnt mich, nicht weiter zu erzählen: wenn aber Eure Majestät die Gnade haben will, mich noch bis morgen leben zu lassen, so werdet Ihr das Ende dieser Geschichte erfahren.« Schachriar willigte ein, und stand, seiner Gewohnheit nach, auf,

um die Angelegenheiten seines Reiches zu besorgen.

Sechs und funfzigste Nacht.

Als die Sultaninn erwacht war, nahm sie sogleich das Wort, um in der Geschichte des zweiten Kalenders, wie folget, fortzufahren.

»Edle Frau, — sagte der Kalender zu Sobeiden, — der Sultan ließ die Prinzessinn, Dame der Schönheit, die Erzählung ihres Kampfes vollenden, und als sie geendet hatte, sagte er ihr mit einem Ton, der den lebhaften Schmerz schilderte, von welchem er durchdrungen war: »Meine Tochter, du siehst, in welchem Zustande dein Vater ist. Ach! ich bin erstaunt, daß ich noch lebe. Der Verschnittene, dein Hofmeister, ist gestorben, und der Prinz, dessen Zauber du so eben gelöst hast, hat ein Auge verloren.« Er konnte nicht mehr sagen, Thränen, Seufzer und Schluchzen benahmen ihm die Sprache. Seine Tochter und ich, wir waren sehr gerührt über seine Betrübniß und wir weinten mit ihm. Während wir uns gleichsam um die Wette betrübten, schrie die Prinzessinn: »Ich brenne, ich brenne!« Sie fühlte, daß das Feuer, welches sie verzehrte, sich nun ihres ganzen Leibes bemächtigte, und sie hörte nicht eher auf zu schreien: »ich brenne!« bis der Tod ihren unerträglichen Schmerzen ein Ende gemacht hatte. Die Wirkung dieses Feuers war so außerordentlich, daß sie in wenig Augenblicken, gleich dem Geist, in Asche verwandelt war.

Ich mag euch nicht sagen, verehrte Frau, wie sehr ich von einem so traurigen Schauspiel gerührt war. Lieber, als meine Wohlthäterinn so elend umkommen zu sehen, wär' ich mein ganzes Leben hindurch Affe oder Hund geblieben. Der Sultan seinerseits, der über alle Begriffe betrübt war, stieß ein klägliches Geschrei aus, indem er sich heftig vor den Kopf und die Brust schlug, bis er, seiner Verzweiflung unterliegend, in Ohnmacht fiel und mich für sein Leben fürchten ließ. Inzwischen liefen die Verschnittenen und die Beamten auf das Geschrei des Sultans herbei, den sie nur mit großer Mühe wieder zu sich brachten. Dieser Fürst und ich, wir hatten nicht nöthig, ihnen eine lange Erzählung von diesem Abenteuer zu machen, um sie von dem Schmerz zu überzeugen, den wir darüber empfanden; die beiden Aschenhaufen, in welche die Prinzessinn und der Geist verwandelt worden waren, machten ihnen das Geschehene nur allzubegreiflich. Da der Sultan sich kaum aufrecht zu erhalten vermochte, war er genöthigt, sich auf seine Verschnittene zu stützen, um wieder in seine Zimmer zu gelangen.

Sobald sich die Nachricht von einer so traurigen Begebenheit im Palast und in der Stadt verbreitet hatte, beklagte jedermann das Unglück der Prinzessinn, Dame der Schönheit, und nahm an der Betrübniß des Sultans Theil. Sieben Tage lang beging man alle Feierlichkeiten der tiefsten Trauer. Die Asche des Geistes wurde den Winden übergeben, die der Fürstinn in ein kostbares Gefäß gesammelt, um sie darin

aufzubewahren; und dieses Gefäß wurde in einem prächtigen Grabmal aufbewahrt, welches an demselben Ort, wo man die Asche gesammelt hatte, errichtet wurde.

»Der Kummer, welchen der Sultan über den Verlust seiner Tochter empfand, zog ihm eine Krankheit zu, die ihn nöthigte, einen Monat lang das Bett zu hüten. Er war noch nicht gänzlich genesen, als er mich rufen ließ. »Prinz, — sagte er zu mir, — hört den Befehl, den ich euch zu geben habe; es gilt euer Leben, wenn ihr ihn nicht ausführt.« Ich versicherte ihn, daß ich pünktlich gehorchen würde. Hierauf nahm er das Wort und sagte: »Ich hatte immer in einer vollkommnen Glückseligkeit gelebt und kein Unfall hatte sie gestört; durch eure Ankunft ist das Glück, dessen ich genoß, entschwunden. Meine Tochter ist gestorben, ihr Hofmeister lebt nicht mehr und mir ist das Leben nur durch ein Wunder gegönnt. Ihr allein seyd die Ursache so vieler Unglücksfälle, über welche ich mich unmöglich zu trösten vermag. Darum zieht in Frieden von hinnen, aber unverzüglich: ich selbst würde sterben, wenn ihr länger hier verweilt: denn ich bin überzeugt, daß eure Gegenwart Unglück bringt; das ist alles, was ich euch zu sagen hatte. Reiset, und hütet euch, jemals wieder in meinen Staaten zu erscheinen; keine Rücksicht würde mich hindern, es euch bereuen zu lassen.« Ich wollte reden; aber er schloß mir den Mund durch Worte voll Zornes und ich war genöthigt, mich aus seinem Palast zu entfernen.

»Von aller Welt zurückgestoßen, verjagt und

verlassen und ohne zu wissen, was aus mir werden sollte, ehe ich die Stadt verließ, ging ich in ein Bad, ließ mir Bart und Augenbraunen scheeren und wählte die Tracht eines Kalenders. Ich machte mich auf den Weg und beweinte minder mein eigenes Elend, als das der schönen Prinzessinn, deren Tod ich veranlaßt hatte. Ich durchstrich mehrere Länder, ohne mich zu erkennen zu geben; endlich faßte ich den Entschluß, mich nach Bagdad zu begeben, in der Hoffnung, mich dem Beherrscher der Gläubigen vorstellen zu lassen und durch die Erzählung einer so seltsamen Geschichte sein Mitleid zu erregen. Diesen Abend bin ich hier angekommen und die erste Person, die mir bei meiner Ankunft aufstieß, war der Kalender, unser Bruder, der vor mir gesprochen hat. Ihr wißt das Uebrige, edle Frau, und warum ich die Ehre habe, mich in eurem Hause zu befinden.«

Als der zweite Kalender mit seiner Erzählung zu Ende war, sagte Sobeïde, an welche er das Wort gerichtet hatte, zu ihm: »Es ist gut; geht nun, wohin ihr wollt, ich gebe euch dazu meine Erlaubniß.« Anstatt aber fortzugehen, bat er die Dame, ihm dieselbe Gunst zu erweisen, wie dem ersten Kalender, neben welchen er sich setzte.

»Aber Herr, — sagte Scheherasade nach diesen letzten Worten, — es ist Tag und mir deshalb nicht erlaubt fortzufahren. Ich wage zu versichern, daß so angenehm auch die Geschichte des zweiten Kalenders ist, die des dritten nicht minder schön genannt werden mag. Eure Majestät gehe mit sich zu Rathe, ob sie die Geduld haben

wird, sie zu hören. Der Sultan, neugierig zu wissen, ob sie wunderbarer wäre, als die erste, stand auf, entschlossen das Leben Scheherasadens noch zu verlängern, obgleich der von ihm bewilligte Aufschub bereits seit mehreren Tagen verflossen war.

Anmerkungen.

1) Der weiße und schwarze Widder bezieht sich wohl auf eine mythische Vorstellung von Tag und Nacht.

2) Serendib ist die Insel Zeilan.

3) Dilaram bedeutet Ruhe des Herzens. E. G.

4) Dschakmak ist ein Feuerzeug mit einem Flintenschlosse. E. G.

5) Moslim (in der Mehrzahl Moslemin), ist das Partizip von salama, sich Gott widmen; davon auch Islam diese Religion heißt. Entstellung des ersten ist unser Muselmann.

6) Kubbay Chiramant: worin, nach dem Glauben der Türken, Adam begraben ist. E. G.

7) Diese Lehren Mahomeds finden sich nicht im Koran, also wohl in den Ueberlieferungen, der Sunna. Noch ist Sprichwort:

Utlub al gâr qabl addar
warrafyq qabl attaryq.

d. i. bekümmere dich um den Nachbar, bevor du ein Haus kaufst, und um den Gefährten, bevor du dich auf den Weg begibst.

8) Basar (nicht Arabisch) ist eine Markthalle mit

Kaufläden, wo meist die von einer Art in Reihen beisammen stehen.

9) Harem, so viel als Seraï, Serail, leitet sich von harema, abgesondert seyn.

10) Die Urschrift erzählt noch einen Urtheilspruch des Papagai's in einer Streitigkeit zwischen einem jungen Mann und einer Buhlerinn. Die Unanständigkeit dieser Geschichte erlaubt aber nicht, sie zu übersetzen. E. G.

11) Uebersetzt nach der Arabischen Urschrift, die Jonathan Scott, in Ouseley's oriental Collections, bekannt machte, aus einer Handschrift der Tausend und eine Nacht in Besitz des Professors der Hebräischen Sprache Dr. White zu Oxford, der dieses Werk fast vollständig hat. E. G.

12) Szôfi, heißt eine Art von Geistlichen, die wollene Kleidung tragen. E. G. Von szâfâ, rein seyn.

13) Chorasan ist eine Persische Landschaft, im nördlichen Theile dieses Reichs, und gegenwärtig den Afghanen und mehreren abtrünnigen Fürsten unterworfen. Einige Kreise derselben stehen jedoch unter der Herrschaft des Feth Aly Schach. E. G.

14) Der Arabische Text bei Scott gibt Chansade'n nicht den Titel Königinn, sondern nennt sie nur Gariat, d. h. eine Sklavinn. E. G.

15) In der Urschrift heißt es: »er biß sich in die Finger.« E. G.

16) Diese, in der Tunesischen Handschrift so erwähnte Geschichte vom Krododil kommt nicht weiter vor.

17) Emir, d. i. Fürst, heißen die vornehmsten Hausbeamten der Chalyfen; und noch jetzt in Konstantino-

pel die Groß=Würden=Träger der Krone. E. G. Von amara, befehlen.

18) Auch diese Geschichte von Imma und Ateka kommt nicht weiter vor.

19) Diese Verse in der Urschrift hat auch Galland schon übersetzt, weniger verkürzt, als gewöhnlich.

20) Die Schwierigkeit der Mittheilungen zwischen den verschiedenen Ländern des Orients, macht diese Lüge der Königinn viel weniger unwahrscheinlich, als sie in Europa seyn würde.

21) Durch diese Farben unterscheiden sich im Allgemeinen die Turbane dieser verschiedenen Glaubensgenossen.

22) Nach dem Tode Mahomeds (im J. Chr. 634), welcher den Titel Chalyf (Statthalter) Gottes annahm, nannte der von den Muselmännern erwählte Abubeker (sein Schwiegervater) sich Chalyf (Statthalter) des Propheten, und dazu émir el mûmenyn, d. i. Beherrscher der Gläubigen. (Daher unser Admiral von Emir albachar, Befehlshaber auf dem Meere.)

Diesen Titel behielten alle folgenden Oberhäupter des Islam während der sechs ersten Jahrhunderte der Hedschra.

Harûn Arreschyd, der fünfte Chalyf aus dem Hause der Abassyden, ist geboren zu Rey im J. 148 der Hedschra (765 — 6 von Christi Geburt). Bevor er den Thron bestieg, zeichnete er sich durch mehrere Siege aus, welche er über die Griechen des Weströmischen Reichs erfocht. Als Chalyf, seit dem Jahre 170 (am 14. September 786), täuschte er nicht die gute Meinung, welche seine ersten Unternehmungen von ihm erregt hatten. Er beruhigte die aufrührerischen Provinzen, belohnte sei=

nen Lehrer Yahia den Barmekyden, dem er große Verpflichtungen hatte, den er aber nachmals mit großer Härte umbringen ließ (792). Mehr als einmal gab das Weströmische Reich, indem es den von ihm auferlegten Zins verweigerte, dem Chalyfen Gelegenheit, seine Macht zu entwickeln, um es wieder zum Gehorsam zu bringen. (Er beherrschte einen großen Theil von Asien, Afrika und Europa, von Spanien bis in Indien.)

Harun schickte einen Gesandten an Karl den Großen (807), und auf der königl. Bibliothek zu Paris befindet sich noch ein Schachspiel, welches er diesem Fürsten zum Geschenke darbringen ließ.

Der Chalyf beschützte die Künste und Wissenschaften, welche er selber mit Erfolg trieb.

Er starb zu Thûs, im J. 193 der Hedschra (am 24. März 809). — Man wirft ihm einige treulose Handlungen vor. E. G. — Arraschyd ist die richtige Aussprache von al Raschyd (wie eddin von el din), und dieser Beiname bedeutet der Gerade, Gerechte. — Man unterscheidet drei Stämme der Chalyfen (d. h. Nachfolger): 1) die Raschedi's, d. h. die von der graden Linie, weil sie alle Verwandte oder Verschwägerte Mahomeds waren. Die meisten von ihnen hatten ihren Sitz zu Medina in Arabien. Damaskus in Syrien war der Sitz der Chalyfen des zweiten Stammes, der Ommiaden, die von 661 bis 749 herrschten. Hierauf kam der Thron an das Geschlecht der Abassyden, aus welchem sieben und dreißig Chalyfen herrschten. Der Hauptsitz ihres Reichs war Bagdad, in Irak, unweit des alten Babylons, am östlichen Ufer des Tigris. Die Macht

dieser Abassyden wurde durch die in Spanien, Afrika und Arabien sich aufwerfenden Chalyfen geschwächt, und erlosch gänzlich im J. 1258. Ein Abkömmling dieses Geschlechts, der nach Aegypten entfloh, wurde dort von den Mameluken als Oberhaupt anerkannt, aber bloß in Religionssachen, und erhielt den Namen Chalyf, bis zur Eroberung der Ottomanen, im J. 1517. G.

23) Soberde bedeutet Milchschaum, Amine die Treue, Szafie die Reine. In der Tunesischen Handschrift haben diese drei Schwestern keine Namen, und werden nur durch ihre Verrichtung im Hause unterschieden, Szafie als Pförtnerinn, Amine als Haushälterinn und Einkäuferinn, Soberde als Hausfrau.

24) Die Kalender sind Geistliche von ziemlich ausschweifender Art, welche die Türkei und Persien durchstreichen; ihr Witz verschafft ihnen oft eine gute Aufnahme. Sie haben eine Kopftracht von sonderbarer Form. F. G.

Sie heißen so von ihrem Stifter, Kalenderi. Diesen Schüler rühmen sie als einen trefflichen Arzt und großen Weltweisen, im Besitz übernatürlicher Kräfte, durch welche er Wunder that. Er ging baarhaupt und den Leib mit Wunden bedeckt; er hatte kein Hemde und gar keine andere Kleidung, als ein Thierfell über der Schulter; an seinem Gürtel trug er einige hellgeschliffene Steine, und an seinen Armen sehr glänzende falsche Steine. Seine Schüler lieben die Lust und das Vergnügen; sie leben sorglos, unbekümmert um Wissenschaft, und ihr Wahlspruch ist: »Heute gehört uns; morgen gehört ihm: wer weiß, ob er's erlebt?« Diesem Grundsatz

gemäß, bringen sie all ihre Zeit mit Essen und Trinken hin. Bei den Reichen suchen sie sich durch ihre Erzählungen und Späße angenehm zu machen, damit man ihnen gütlich thue. Die meisten sind Landstreicher, denen das Wirthshaus eben so heilig ist, als die Moschee. G.

24) a) (Seite 146) Giafar, vom Geschlechte der Barmekyden. Harun gab ihm seine Schwester Abassa zur Gemahlinn, unter der Bedingung, nicht die Freuden der Liebe zu genießen. Dieser Befehl wurde bald vergessen, und beide hatten einen Sohn, den sie heimlich nach Mekka sandten und dort aufziehen ließen. Als der Chalyf dies erfuhr, verlor Giafar die Gunst seines Herrn, und bald darauf das Leben; und Abassa wurde aus dem Palaste gejagt und gerieth ins tiefste Elend. G. — Mesrur bedeutet: der Erfreute; von Sarra.

25) Mussul, die seit dem Mittelalter an die Stelle von Ninive getretene Stadt; von welcher wohl der Musselin seinen Namen hat, wie der Damast von Damaskus.

26) Chan, so viel als Karawanseraï (vergl. Anmerk. 42. im I. Bande), ist ein Gebäude, das als Magazin und Herberge für die Kaufleute dient; die Karawanen werden darin umsonst oder für einen mäßigen Preis aufgenommen. G.

27) Beherrscher der Gläubigen: über diesen Titel des Chalyfen vergl. Anmerk. 22.

28) Der Koran, von den Arabern alkuran ulasym, auch asscheryl, die hehre Lesung genennt, ist von Abubeker, dem Nachfolger Mahomeds verfaßt, nach den Aussprüchen, welche er von dem Propheten gehört hatte.

Dieses Buch ist in Rücksicht des Wohklanges der Rede das bewundernswürdigste Denkmal der Arabischen Literatur, weil alle Reichthümer ihrer Sprache darin entfaltet sind. Er ist in hundert und vierzehn Kapitel getheilt, welche zusammen sechstausend sechshundert sechs und sechzig Verse enthalten. Diese Kapitel sind nicht nach ihrem Inhalte, sondern nach ihrer Länge geordnet. In einigen findet man eine wahre und reine Sittenlehre, und manche gesetzliche Bestimmungen voll Weisheit; in vielen andern aber eine wunderliche Mischung von lächerlichen Gesetzen, geschichtlichen Ueberlieferungen, sinnlosen Mährchen, und Deklamationen in allerlei Formen gegen die Götzendiener, die Juden und die Christen. E. G.

29) Häufig findet man in den Schriften der Morgenländer diese seitdem von Rousseau ausgesponnene Idee, daß die Fürsten, die Großen und die Reichen ein Handwerk erlernen sollen. Die meisten Sultane selber lernen irgend eine Kunst. Wir verweisen hierüber auf eine Erzählung, am Ende dieses Werks, aus dem noch ungedruckten Theile der Tausend und eine Nacht, wo die Entwickelung dieser Lehre unter anziehenden Formen in Handlung gesetzt ist. E. G.

30) Ueber den Iblis vergl. Anmerk. 10. im ersten Bande.

31) Derwis oder Derwisch. Dieser Name, welcher arm bedeutet, entspricht bei den Mahomedanern dem eines Mönchs bei den Christen. Die Derwische legen die Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams ab. Mewelewa, ihr Stifter, hat ihnen jedoch

erlaubt, in die Welt zurückzukehren und sich sogar, wenn ihre Schwäche es verlangt, zu verheirathen. Sie tragen grobe Hemden von Rasch und haben nur einen Mantel von grobem Tuch, in welchen sie sich hüllen. Sie gehen baarfuß und mit entblößter Brust; ihr Gürtel ist ein lederner Riemen mit Schnallen von Elfenbein, Porphyr u. s. w. Außer dem im Alkoran vorgeschriebenen Fasten, beobachten sie noch alle Donnerstage welche; es ist ihnen dann nicht erlaubt, vor Sonnenuntergang zu essen.

32) Der Getreue.

33) Der Wohlgefällige.

34) Copirschrift.

35) Große Frakturschrift.

36) Name des Satans.

37) Der Wohlgefällige.

Inhalt des zweiten Bändchens.

	Seite
15. Nacht.	1
16. Nacht.	10
* Geschichte des Prinzen von Karisme und der Prinzessinn von Georgien.	10
17. Nacht.	13
* Der Schuster und die Königstochter.	46
18. Nacht.	52
* Der Holzhauer und der Geist.	53
* Der König Papagoi.	58
19. Nacht.	61
* Geschichte Mahmuds.	62
Geschichte des bestraften Wesyrs.	68
20. Nacht.	70
21. Nacht.	77
22. Nacht.	78
23. Nacht.	83
24. Nacht.	87
25. Nacht.	94
26. Nacht.	98
Geschichte des jungen Königs der Schwarzen Inseln.	100
27. Nacht.	102
28. Nacht.	105
29. Nacht.	112
30. Nacht.	116
31. Nacht.	121
32. Nacht.	125

Seite
Geschichte der drei Kalender, Königssöhne, und der fünf Frauen zu Bagdad. 126
33. Nacht. 129
34. Nacht. 131
35. Nacht. 137
36. Nacht. 141
37. Nacht. 145
38. Nacht. 148
39. Nacht. 154
40. Nacht. 157
41. Nacht. 164
Geschichte des ersten Kalenders und Königssohnes 167
42. Nacht. 170
43. Nacht. 177
44. Nacht. 183
Geschichte des zweiten Kalenders und Königssohnes 184
45. Nacht. 186
46. Nacht. 187
47. Nacht. 193
48. Nacht. 197
49. Nacht. 202
50. Nacht. 204
Geschichte des Neiders und des Beneideten . 208
51. Nacht. 210
52. Nacht. 214
53. Nacht. 221
54. Nacht. 228
55. Nacht. 231
56. Nacht. 234
Anmerkungen. 239

Staatl. Bibliothek Passau

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Habicht, Christian Maximilian, 1775-1839

Tausend und Eine Nacht Arabische Erzählungen

Bd.: 2

Wien (1826)

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/Lm (b) 5-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11343110-3